EXPERIMENTE

VON MAX BROD

VIER GESCHICHTEN

AXEL JUNCKER VERLAG

BERLIN STUTTGART LEIPZIG

Dieses Buch ist meinen Eltern gewidmet

Mai 1907

Bürgerliche Liebe

Refurmieren wüll i dei gonze G'sellschoft. Jo dös wüll i tun oder besser g'sogt, i wüll sie z'ruckbringa zu der Natürlichkeit. Jo ich, grod ich, der Plemscheier Seff aus 'n Egerland. Die werden sich hart wundern, wos i kann. Die werden schon mittun, bis sie erscht wissen wer'n, wos i hoben will. Ich bin a Bauerssohn, a groder unverdurbener Mensch! Allez'samm, die jungen und die olten, wüll i refurmieren, dei gonzen Stodtleut'. Ober zuerscht d' Moidla, die „Fräulein“, dei blöden dalkerten Tocken. Herrgottsakrament nuch amol! ma kann jo gar nix anfanga mit eahnen. Ma hot jo gar nix von ihna. I holt's schon gar nimmer aus!“

Josef Plemscheier versuchte diesen Gedanken nun schon seit einer halben Stunde, auf einem langen Spaziergang, möglichst eindringlich und klar zu machen. Er redete heftig auf seinen Begleiter ein, Herrn cand. jur. Francis Gehmann, der ihn als entfernten Verwandten schon mehrere Tage lang in Prag und in der Prager Gesellschaft herumführte . . . Plemscheier war nämlich studienhalber hierher ge-

kommen, zum ersten Mal in seinem Leben in eine Grossstadt, und da zeigte er natürlich eine fabelhafte Neugierde nach den Besonderheiten der Stadt. Gehmann kam seinem Interesse durch ausgedehnte Wanderungen und genaue Mitteilungen entgegen, wofür sich Plemscheier in seiner Art revanchierte, indem er sofort eine Kritik des Gesehenen und allerlei Verbesserungsvorschläge zum besten gab. Und was er sprach, war immer sehr laut.
Auch jetzt, als die beiden in das Café Continental eintraten und sich in einer Nische niederliessen, brachte Plemscheier seine laute Stimme mit herein und dämpfte sie nicht. Und Francis, den man wegen seiner Vornehmheit in einem gewissen Kreise Carus nannte, musste ihn beschwichtigen, indem er seine innere Handfläche in eleganter Bewegung zu dem eifrig Redenden emporhob: „Und was wollen Sie nun eigentlich von unsern Stadt-Mädchen haben?“
Sie bestellten.
„Wos i von ihnen hob'n wüll? Dös is ganz einfach. Hob'n wüll ich sie. Dös heisst, niet olle z'samm. Denn dös is mir grad z'wider, wie diez Stodterer, diez elende Stadtleut' mit ollen auf amol umziehts, mit jeder

a por Wochen. Na, i wüll a uinzige. Mit der wüll i geihn, wie ma bei uns daham sagt im Egerland, wenn ma an Schotz hat. Und dei, ma Schotz, von der wüll i auch was hob'n. Sie versteng'n mi, wos? . . . holt in puncto puncti. Und diez könnts hundert u hundertmol kummen mit enkerer Moral und Sittlichkeit. Ich mach, wos ich wüll. Ich bin ich. Ich tu, wos mir passt. Ich geih mit uiner aus und dei is ma Schotz und dei hob i holt gern und sie mich a. Und da hob'n wer holt wos von einander wie zwoi Verheiratete. Und danoch wenn i Doktor bin, offer mach ma holt Hochzet. I kunn mirs schon erlauben. Mir aus 'n Egerland, mir hob'n holt Geld. Da möcht i schaun, wer mir in dei Soch'n wos dreinz'reden hat! Da kunn kummen, wer wüll!"

Francis lächelte und sagte mit seiner blassen Stimme: „Aber das Mädchen, mit dem Sie vor der Hochzeit ein Verhältnis haben wollen, . . . pardon bei uns nennt man das ‚ein Verhältnis', was bei Ihnen zu Haus ‚einen Schatz haben' heisst . . . dieses Mädchen soll doch eine aus unserer städtischen Gesellschaft sein, wenn ich Sie recht verstehe."

„Natürli. Dös versteiht sich. A recht tüchtig's

Moidl soll es sein. Niet sur a gonz a junge, sur a Gansl, sur a ‚Backfisch'. Dei hob ich am Zug, dei Frotz'n mit 18 Johren . . . I wüll uina, dei wos herstellt, a tüchtig's Weib. Und dös wird gar niet so schwer sein. Dei spürt's ja auch in sich wei ich, dei is ja auch a Mensch mit lebendigem Fleisch und Blout. Bei uns hot ka uinzige wos dagegen, niet a uinzige. Und gar wenn a sur a fescher Karl kimmt wei ich, den wolleten sei alle z'samm hob'n."

„Ich zweifle nicht an Ihren Erfolgen. Aber ich glaube doch nicht, dass Sie es weiter bringen werden als bis zur . . . bürgerlichen Liebe. Oder hat sich Ihre Methode vielleicht schon bewährt?"

„I wüll's offen sagen: bis jetze nuch niet. Da hob i gestern mit der Rosy ungefongen und hob ihr woll'n an Schmatz geben. Aber mit der is nix los!"

„Na da mögen Sie schön angekommen sein. Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Wenn Sie auch da anfangen wollen, wo die andern aufhören! Es geschieht Ihnen ganz recht, wenn Sie nicht wissen, dass alles, was Sie tun, durch die sexuelle Lupe angeschaut wird."

„Sexuelle Lupe . . . was is denn dös? Und

z'vur hob'n Sie auch schon amol g'sogt: Bürgerlichc Liebe. Is vielleicht dös a andere Liebe. Wos muinen Sie eigentlich damit?"
„ . . . Da haben Sie Ihren Kaffee. Nein, Eiskaffee haben Sie bestellt. Wie kann man . . . . jetzt im Winter! Mir scheint, Sie können die Genüsse der Grossstadt gar nicht mehr erwarten. — Ja also diese Ausdrücke von vorhin, die kann ich Ihnen ja erklären, während Sie Ihren Eiskaffee einlöffeln. Diese Ausdrücke sind aus meinen Aufzeichnungen, aus einem Tagebuch, das ich ehemals führte . . . unter dem Titel: Psychologie unserer jungen Mädchen. Die Sache ist im Grunde genommen sehr einfach. In unsern bourgeoisen Zirkeln, die unter so eigenartigen engen Bedingungen leben, haben sich eben auch eigenartige Lebensformen entwickelt . . . sagen wir: eine insulare Vegetation. So haben wir an Stelle der allgemein verbreiteten Geschlechtsliebe . . . die bürgerliche Liebe. Das heisst, die Liebesverhältnisse in der Stadt gelangen nie zu dem Endzweck aller Liebe, zur reinen Befriedigung des Naturtriebes, zum punctum puncti. Das lässt nun einmal die Gesellschaft unter Unverheirateten nicht zu. Und die Mädchen . . . ich kenne nur eine einzige Ausnahme . . . ge-

horchen. Aber sie entschädigen sich, diese bürgerlichen Familientöchter, die jeunes filles à marier. In einen engeren Spielraum geschlechtlicher Reizungen gedrängt, geniessen sie dieses Wenige dankbarer, kunstvoller, aufgeregter. Sie sehen alles durch ein Vergrösserungsglas, gleichsam durch die sexuelle Lupe. Was andern Mädchen die Umarmung ist, muss diesen ein zweideutiges Wort sein oder eine Geste; statt der Küsse gewähren sie Umarmungen; und Küsse ersetzen ihnen das Endziel jedes Verhältnisses, das höchste Mass der Wollust. So leben sie raffiniert, etwas gedrückt, verderbt und frivol, aber in ihren Surrogat-Aufregungen, mit ihrem Liebes-Sacharin nicht minder genüsslich wie Bauerndirnen . . . Überdies werden Sie ja Gelegenheit haben, selbst Studien zu machen, Herr Plemscheier. Wir wollen ja für die Wintersaison einen jour fix arrangieren. Ich habe auch Herrn Goldner, meinen Cousin, hergebeten. Wenn er kommt, können wir gleich das Komitee konstituieren."

„Aber i bin doch von dem Gegenteil überzeugt. Ganz fest bin i überzeugt davon . . ."

„Pst . . . nicht so laut! . . . Überzeugung. Was ist das: Überzeugung? Überzeugung ist

an sich ganz wertlos. Damit sind wir schon lange fertig . . . Haben Sie noch nie, wenn Sie morgens aus dem Hause traten und vor sich so den Schnee und die Fussspuren und die Figuren des Trottoirs und die Sonne in den Fenstern sahn und sich recht tief in diese Betrachtung versenkten, haben Sie da noch nie die Ueberzeugung gehabt: Kein Mensch auf der ganzen Welt kann das so klar sehn wie ich, kein Mensch kann das alles so tief betrachten wie ich? Ist Ihnen das noch nie passiert? Gegen Ihre sichere Ansicht und Ihr besseres Wissen drängte sich Ihnen die absurde Überzeugung auf, gleichsam aus mystischen Gründen, aus überirdischen Prämissen . . .“

„Ach Gott, wos reden Sie da? Sind Sie überschnoppt? Solche Sach'n, dös sog ich Ihnen gonz offen, dös is mir noch nei eing'follen, solches Gelump. Aber jo, jetze weiss i schon, Sie sind jo a Dichter, a Schriftstöller, a sur a Fadian. Jetze versteh ich auch, wos Sie daher'plauscht hob'n von den Moidlen. Dös wär nuch schöner, wenn dei olle wirklich so fad wären wei Sie. Jetze versteh ich auch, warum Sie ollewal mit Ihrem Moidl, mit der Xina, so fad dositzen, grod wei g'sturben. Olle-

wal a holbe Stund von einander, wei wenn Sie niet z'sammg'hören täten.“ Hier lächelte Francis ganz eigentümlich. „Na, so wos fong ich mir niet an. Wissen Sie, bei unsern erschten jour fix da schau i dei Rosy nimmer an und hol mir eine, wos a wen'g frischer is. Und dei wird mein Schotz und dei heirat i dann . . .“

Goldner, der jetzt eben zu den Wartenden an den Tisch getreten war, unterbrach seinen Redefluss. „Man heiratet eine Frau aus Liebe oder man liebt sie . . .“ Er wollte ein Aphorisma machen, wie es damals gerade in Prager Gesellschaftskreisen modern war. Aber es misslang ihm.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Palais Colloredo-Mannsfeld strahlt der grosse Marmorsaal und die Kabinette mit den schönen türkischen Seidentapeten. Die Kuppel schimmert kraftvoll, als sei in ihrer Wölbung der eiserne Wille des Ahnen aufgespart, der sie erbauen liess, des Obersten Erb-Truchsesses im Königreiche Böhmen. In den Gasflammen leuchten die Kommandantenaugen versunkener Condottieri-Geschlechter auf, die dereinst im Tanze durch diese Gemächer geschritten sind.

So behauptet wenigstens Francis. Und es erweckt ihm sonderbare Gedanken, dass die Säle dieser erlauchten Adelsfamilie jetzt vermietbar sind und zu bürgerlichen Lustbarkeiten und jour-fixen verwendet werden. Aber sein Cousin, der dumme Goldner, der ihn nie versteht, sagt: „Schaun wir 'mal lieber hinaus, ob unsere Damen schon kommen!"

Plemscheier, das dritte Mitglied des Komitees, fährt bei diesen Worten erregt auf. Dann stolziert er weiter auf und ab durch den Saal, unwillkürlich eine Linie des Parkettmusters verfolgend. Er hat sich für diesen Abend sehr schön und sorgfältig herausgeputzt. Aber gerade diese Sorgfalt verrät ihn. Seine Kleidung ist ungewohnt, nicht eins mit ihm, gleichsam noch allzu selbständig. Und jede seiner Bewegungen fällt fatalerweise so aus, als ob sein neuer Anzug sich über ihn wunderte.

Und die Damen kommen, alle diese 20—30 vornehmsten Bürgermädchen, für die man den jour-fix arrangiert hat. Sie kommen mit ihren Müttern und mit ihren Verehrern. Und sie kommen in gewählten Kleidern, Verlockungen von der Schneiderin Gnaden, mit dick unterstrichenen Reizen. Je hübscher das Mädchen, desto ausgeschnittener und anliegender das

Kleid; die weniger hüschen sind durch hohe steife Halskrägen und Bolerojäckchen „fesch" gemacht. Alle tragen fussfreie Röcke, Tüllschleifen im Nacken. Wie Spielzeuge erscheinen sie, die man unbemerkt bei der Nackenschleife anfasst, in die Höhe hebt und irgendwohin an die Wand nagelt, dass die niedlichen Beinchen zappeln. Wie Püppchen aus wohlriechender Seife sind sie, erfüllen mit ihren hastigen Gesprächen, mit ihren temperamentvollen Armbewegungen, mit ihrem nervösen raffinierten Duft den Saal.

Und der Bauernsohn versucht sein Glück bei ihnen. Sehr ernst und wichtig nimmt er diese erste Unterhaltung . . . wie eine Brautschau. Während ringsum nur geflirtet wird, zwecklose Scherze durch die Luft schwirren; ist er sich des hohen Ernstes dieser Stunde, die für sein Leben entscheiden soll, voll bewusst. Mit dem einen und dem andern Mädchen versucht er es, beginnt zu reden und biegt unvermerkt, wie er meint, zu seinem Ziel ein. Aber diese Familienmädel, diese dummen Dinger, verstehen ihn nicht, wie er meint. Keine will unter vier Augen mit ihm reden; keine will sich auf die Galerie führen lassen, wo es etwas dunkel ist; keine will nachsehn,

ob im Nebenzimmer schon das Souper gedeckt ist; keine hat Verlangen danach, in der Garderobe zu zählen, wie viel rote sorties de bal dort hängen. Sie sind eben zu naiv, zu unschuldig. Ja es kommt ihm vor, als behandelten ihn heute alle noch reservierter, erfrorener als sonst ... und er sagt's in seiner angeborenen und noch nicht aberzogenen Aufrichtigkeit dem Francis Gehmann.

Dieser war bisher mit Xina still wie gewöhnlich in einer Ecke gesessen. Jetzt eben hatte ein anderer Herr sie aufgefordert; und er stand auf. Plemscheier redete ihn an. Da fuhr sich Francis einmal, zweimal über die klare Stirn, schien eine böse Stimmung zu verscheuchen, hörte lächelnd zu, sagte dann: „Aber selbstverständlich ist das so, wie es Ihnen vorkommt. Kein Mädchen wird jetzt besonderes Interesse für Sie hegen. Sie sind eben schon zugeteilt, und zwar dem Fräulein Rosy Federmann. Ja da hilft Ihnen nichts. Man hat Sie beim letzten Hausball viel mit ihr beisammen gesehn, und so sind Sie ihr als Verehrer für diese Saison zugewiesen."

„Aber i wüll doch ..."

„Auf Ihr: ‚ich will doch' kommt es nicht im Geringsten an. Alles vollzieht sich hier nach

Gesetzen. Nach alten ewigen ehernen Gesetzen usw., Sie kennen doch das schöne Lied. Und denken Sie auch an die sexuelle Lupe! — doch Pardon jetzt . . .“

„Noch einen Augenblick! . . . Ihre Reden von unlängst, wie wir da im Café Continental gesessen sind, habe ich mir nämlich sehr genau überlegt. Dös wär mir aber a feine G'sellschoft, wann dös wirklich so wär. Do wären ja d' Moidla, wei Sie sie herg'stellt hob'n, bei aller ihrer Zurückhaltung die durchtriebensten, sinnlichsten Ludern . . .“

„Ja das sind sie auch wohl. Aber warum sprechen sie mit Entrüstung? . . . Muss es nicht so sein, wie es ist? Ist es nicht ganz naturgemäss geworden?“

„Jo aber gegen soviel Gemeinheit bin ich ja ganz wehrlos. Da sind einem diese Menscher . . . wollt' ich sagen, diese Mädchen . . . natürlich immer überlegen!“

„Ausser man ist noch gemeiner als sie. Das heisst noch weiter entfernt von der reinen Sinnlichkeit, noch vernünftiger. Viele aus unserer Herrengesellschaft haben es schon dahin gebracht. Ich empfehle Ihnen das Studium des Herrn Goldner, meines Cousins. Der hat am meisten Glück bei unsern Mädchen, weil seine

Liebe noch weniger mit natürlicher Leidenschaft zu tun hat als die bürgerliche Liebe. Er macht nämlich nur auf Hausbälle Jagd, jenseits des vulgären und selbst des bürgerlichen Geschlechtstriebes ... Doch jetzt müssen Sie mich wirklich entschuldigen ...!"

Um Plemscheicr begann sich der ganze Saal zu drehn. Er konnte dieses Übermass von Fäulnis und sittlicher Niedertracht nicht fassen. So also sah es in der Stadt aus, in diesen reinlichen, geometrisch eingeteilten Häusern, in diesen nicht schadhaften Zimmern, auf diesen asphaltierten saubern gepflegten Strassen. Alles schien ihm mit einem Mal wüst, gährend, mit Unrat gefüllt ... Dann wieder, nach einer Weile aufgeregter Gedanken, kamen ihm alle diese Dämchen und Herrchen der Stadt so dumm, so bodenlos kindisch und einsichtslos vor. Gingen sie nicht immer um den wahren Genuss herum wie die Katze um den Brei? Waren sie nicht blind gegen die Schönheit des Lebens und der Liebe? Ja nur er allein kannte den wahren gesunden kernigen Genuss des Daseins. Er fühlte sich hoch erhaben über alle diese Menschlein. Was hatte er hier noch zu verweilen! ... Doch nein, wenn Francis nicht das Richtige getroffen hätte! Plemscheier

dachte weiter. Konnte man diesem überspannten Gigerl so ohne weiteres Glauben schenken! Wäre es nicht besser, selbst Erfahrungen zu sammeln! Vielleicht stand es noch gar nicht einmal so arg mit der Welt... Und er beschloss, seine Bemühungen vorläufig noch nicht aufzugeben, einen letzten Versuch zu machen.

Er sprach Rosy an, die er bisher an diesem Abend gemieden hatte.

Sie war vollkommen unbefangen und sehr liebenswürdig. Sie plauderte von Konzerten und den Augen des schönen Schauspielers Lengbach. Plemscheier freute sich zuerst an ihren arglosen Reden, sie schienen ihm ein gutes Präludium. Aber leider blieb es beim Präludieren und die Fuge kam nicht. Der diskrete Ton reizte ihn, er wurde begehrend, trotzig, dabei immer unsicherer und ängstlicher. Und gerade die Angst spornte ihn an. Mit einem Mal begann er das nichts ahnende Fräulein heftig und entschlossen mit „Du" anzureden.

Da liess sie ihn in der Mitte des Saales stehen.

„Jetzt ist alles zu Ende! Ich habe meine Rolle in der Gesellschaft ausgespielt!" dachte er

„Ich fahre nach Hause ins Egerland, das ist das Beste.“ —

Aber am nächsten Tage lag auf seinem Schreibtische ein Briefchen von Fräulein Rosy . . . in kurzen Worten eine höfliche Einladung zu einer Schlittenpartie en famille.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt war es mit dem Verständnis des armen Plemscheier zu Ende. Alle seine Berechnungen waren konträr eingetroffen. Er stand ratlos da und gab es von nun an auf, über all diese rätselhaften launischen Phänomene der Gesellschaft nachzudenken. Wie der Graf Gondremark in der Offenbachschen Operette dachte er: Ich stürz mich in den Strudel, Strudel 'nein . . .

Es gibt einen eigentümlichen Tonfall, mit dem die Schauspieler manchmal (besonders in klassischen Dramen), wenn ihr Partner lange Reden hält, allerlei Ausrufe improvisieren z. B. „Nein nein“, „O der Verräter“, „So ists recht“. Es ist dies ein verschämter unterdrückter dunkler Tonfall, alle Vokale gleiten nach u ab. — Eine solche Stimme ungefähr gewöhnte sich Plemscheier jetzt als ständige Sprechweise an. Er fühlte, wie stilwidrig,

gleichsam unbeabsichtigt vom Dichter, seine Art in der Gesellschaft wirkte. All sein Reden und Tun unter Leuten betrieb er nur noch wie einen bescheidenen Zwischenruf. Von der Unzweckmässigkeit der bürgerlichen Liebe war er zwar immer noch ebenso fest überzeugt wie vorher. Aber die Übereinstimmung aller, das Milieu begann ihn zu überwältigen. Fast täglich traf er nun mit Fräulein Rosy zusammen, beim jour-fix, in Gesellschaften, auf der Promenade, bei Hausbällen, beim Pingpongspiel, auf dem Eise. Das ist schon so zweckmässig eingerichtet . . . Und Rosy hatte sozusagen das Amt übernommen, ihn zu assimilieren. Unbewusst wurde sie seine Lehrmeisterin im Flirt. Und o! sie war eine strenge Lehrerin. Nur langsam liess sie ihn in den Graden der Gunstbezeugungen aufrücken.
Auch nur langsam bemerkte er überhaupt erst, dass es sich um Gunstbezeugungen handle. Seinem wilden Gemüt leuchtete es anfangs gar nicht ein, was für ein Reiz darin liegen könne, mit ihr über ganz neutrale Themen wie Theater und Literatur zu reden. Allmählich erst sah er ein, dass es doch eigentlich ein Vorzug sei, dass sie gerade mit ihm über diese Dinge sprach; nicht mit andern. Und

diese Entdeckung schmeichelte ihm einigermassen.
Nun war er bestrebt, diesen Vorzug zu wahren. Er wurde schon eifriger, erhitzte sich. Und bei diesen an sich allerdings uninteressanten Gesprächen hatte er auch Gelegenheit, Rosy näher zu betrachten. Ihre Gesichtszüge wurden ihm vertraut, die Vorzüge ihrer Gestalt prägten sich ihm ein. Es war nicht zu vermeiden, dass seine Begierde wuchs und immer individueller wurde.
In demselben Masse verfeinerte sich sein Verständnis für ihre individuellen Eigenheiten. Er fand eigenartige Sensationen in der Wahl ihrer Worte, Unterströmungen in der Behandlung der entferntesten Gegenstände, raffinierte Stimulanzen in ihrem Schweigen. Wenn sie z. B. von Jakobsen sprach, so war es ungeheuer bedeutsam für ihn. Machte sie nachher eine kleine Pause, so fand er dies nicht minder verheissungsvoll.
Einmal erschrak er fast, als sie sagte: Sie haben sich Ihren Schnurrbart à l'Anglaise stutzen lassen, nicht wahr? . . . Das war ein Wendepunkt. Er erkannte mit einem Mal, dass auch er für sie, genau so wie sie für ihn, ein Objekt der intensivsten Beobachtung war. Auch

für sie war also jede Kleinigkeit, die er tat oder unterliess, ungeheuer bedeutsam und verheissungsvoll. Diese Erkenntnis trieb ihm das Blut in die Wangen. Er wusste nun, dass jede seiner Gesten bemerkt, jeder Ausdruck gedeutet und überlegt würde. Er lebte gewissermassen vor einem beseelten Spiegel.
Und selbst war er ja auch ein beseelter Spiegel. Die beiden Spiegel begannen sich von nun an nur noch für ihre wechselseitigen Spiegelbilder zu interessieren, die sie einander in den verschiedensten Nüancen und Lichteffekten zuzuwerfen wussten. So kamen ihre Gespräche in natürlicher Weise von Kunst und den andern entlegenen Regionen zurück und ergingen sich mit Behagen in Seelenstimmungen und intimen Betrachtungen. Und da sie schon in abstrakten Gegenständen so viel Leidenschaft entfesselten, um wie viel kitzelnder wurden sie jetzt, um wie viel kunstvoller und genussreicher!
Ja ein gewisser Genuss lag darin. Das sah Plemscheier nun schon deutlich ein. Schon wunderte er sich, wie er alle diese süssen Flageolettöne anfangs hatte überhören können. Schon zog es ihn mächtig zu den Unterhalt-

ungen mit Rosy; und er verging in Sehnsucht, wenn er ihre Stimme lange nicht gehört hatte . . einen halben Tag lang.
Sie sprachen nur miteinander. Sie kamen einander nicht nahe. Sie berührten einander nicht. Und doch waren ihre erotischen Empfindungen heftig und immer neu variiert. Es war beispielsweise eine Steigerung ihrer Gefühle, ein Reiz von ungeahnter Kraft, wenn er hinter ihrem Sitz im Kammermusikkonzert stand und sah, wie bei jeder komischen Bemerkung, die er machte, ihre Schultern sich emporzogen. So sehr kicherte sie. Er wusste dann, dass in den Konzerten eigentlich für sie nichts existiere als er; und sie wusste dasselbe von ihm. Und so genossen sie das ungeheuer kitzelnde Bewusstsein, dass jedes von beiden so und so viele Meisterwerke aus der Aufmerksamkeit des andern verdränge; dass jedes von beiden in den Augen des andern weitaus wichtiger sei als der gesamte Kulturbesitz der Menschheit.
Viele Variationen ergaben sich auch aus der Stellung zur Gesellschaft, aus all den mannigfachen Verhältnissen zu andern Herren und Damen, aus Klatschereien, flüchtigen Szenen, Kombinationen, Spottgedichten, witzigen Be-

ziehungen, aus all den Nebenumständen, die eine Liaison so aufblähn und über den ganzen Horizont der Beteiligten dehnen. Es zeigte sich auch ein Rivale, ein neuer Verehrer Rosys, der ihre Wichtigkeit für Plemscheier ins Unmessbare vermehrte. Es gab schillernde Spottgefechte zwischen den beiden Herren, Reibungen, persönliche Spitzen, schliesslich ein Duell unter schweren Bedingungen, aber mit Ausschluss jeder Gefahr ... der bürgerliche Hass als famoses Gegenstück der bürgerlichen Liebe...
Das sensibelste Gespräch aber, das den beiden beschieden war, wurde durch den plötzlichen Tod Xinas, der Freundin Rosys, herbeigeführt. Es ereignete sich auf Xinas Begräbnisse. Diese halben Regungen unter der Maske der ärgsten Trauer, dieser piquante Ernst, diese glühende Lebenslust angesichts des Todes . . . an antike Sarkophage mit ihren Satyrszenen gemahnend!
Und nun wurde Plemscheier näher und kühner. Nur flüchtig berührte er sie einmal, als er ihr die Jacke hielt. Da überrieselte ihn ein Wolllustschauer, sodass er fast hingesunken wäre. Es lag von da an eine Unsumme von Geistestätigkeit, ein aufreibender Wechsel von Befriedigung und Misslingen in seinen Anstrengungen,

bald wieder Gelegenheit zu einer Berührung zu bekommen. Er holte sie halbestundenweit ab, um ihr in die Strassenbahn einsteigen zu helfen. Er drückte sie beim Tanzen heiss an sich. Er behauptete, dass er ihr eine Haarnadel feststecken müsse . . . Lauter Dinge, die in den vornehmen Salons anstandslos geschehn, obgleich Brände an diesen Galanterien entfacht werden. — Einmal sagte sie, sie wolle ihn Klavier lehren. Er verstand zuerst nicht. Erst als er neben ihr dasass und sie seinen Finger mit ihrer weichen Hand fest umklammert hielt und über die Tasten führte, lange Minuten lang . . . da seufzte er, atmete schwer vor lasterhafter Erregung.

Ganz und gar gefesselt war er nun, dem Wahnsinn nahe. Mit geschärften Sinnen lauschte er nun in das Brouhaha der Salons hinein, vernahm die verführerischen Stimmen, das sinnliche Kichern der Mädchen, das Rauschen geheimer Seide, unnatürlich verfeinerte Manieren über halb verratenen Mysterien, Beardley-Visionen. Er liess sich von den fast sagenhaften Jausen und Zusammenkünften der Mädchen erzählen, von ihrem geheimen Zynismus, von dem unkeuschen Feste, das sie unlängst unter einander gefeiert hatten und von

dem nur lückenhafte Berichte in die Öffentlichkeit sickerten. Es soll eine ausgewachsene Schweinerei gewesen sein. Die Hälfte der Damen war als Herren kostümiert, mit angepickten Schnurrbärten; die andern in Hemden, Badekostümen, halb nackt, von diesen Talmi-Herren an sich gepresst, geküsst .... ausschweifende Illusionen, eine raffinierte Orgie der Phantasie — — — — — — — — — — — —

„Sie sind bei Federmann zum grossen thé dansant geladen“ sagte eines Tages Goldner zu Plemscheier „da passen's auf. Das ist der Moment, wo der Aff' ins Wasser springt.“

„Was für ein Aff'?“ fragte Plemscheier harmlos.

„Na passen's nur auf. Das ist so die Manier von der Rosy. Bei ihrem grossen thé kriegt der Verehrer den ersten Kuss. Nehmen Sie sich nur unauffällig in Acht vor Bordeaux und Kaviar! Sie küsst nämlich sehr temperamentvoll, die Rosy. Es kann da Aufregungen geben ... dass Ihnen nur kein Malheur passiert!“

„Aber Sie unverschämter Mensch, woher wissen Sie .... Das ist infam. Wie können Sie so etwas sagen, mein Herr.“

„Nur nicht aufbegehren, Teuerster! Es sieht's ja niemand ... Woher ich das überdies weiss? Das kann ich Ihnen ganz genau sagen ... War

sie, die Rosy, im vorigen Jahr vielleicht nicht meine Flamme? Na also sehn Sie, Teuerster. Alles hat seine Gründe. Sein Sie nur ruhig und leben Sie so wohl als auch ... !" —

Da aber bäumte sich noch einmal der Stolz des Bauernsohnes auf. Mit einem Male erkannte er schaudernd, dass er selbst allmählich in dieses „Uebermass von Fäulnis und Unsittlichkeit" geraten war, das er so verachtet katte. Ein heftiger Unwille, Ekel überkam ihn. Heraus aus dieser Misère! zur Natur zurück! Und in wahrer Rousseau-Stimmung eilte er zu seinem liebenswürdigen Berater Francis, um ihm zu beichten. Fast weinte er, als er sagte: „Nein, so kann es doch nicht fortgehn. Nicht wahr, lieber Herr Francis. Bitte raten Sie mir, helfen Sie mir! Wie leben denn Sie, ein Dichter, ein idealer Mensch, in dieser sumpfigen Atmosphäre. Wei holt's denn diez dös aus . . . wollt' ich sagen (entschuldigen Sie, ich falle immer noch manchmal in den Dialekt zurück), wie halten Sie das aus, Herr Francis?"

Der elegante Jüngling sagte sarkastisch: „Wie ich es aushalte? Nun seit meine Xina sich vergiftet hat . . ,"

„Was . . . vergiftet hat sie sich? . . . Ein

Selbstmord? Aber davon habe ich ja kein Wort gewusst . . . Und warum hat sie denn, um Gottes Willen . . .?“

„O wenn Sie sich dafür interessieren, werden Sie es gewiss noch erfahren. Es ist ein öffentliches Geheimnis in der Gesellschaft. Aber, sehn Sie, gerade ich kann Ihnen das wirklich nicht erzählen . . . Aber wie ich seither lebe, sollen Sie wissen. Seither habe ich ein süsses Mädel, eine Modistin.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es bleibt dahingestellt, ob Plemscheier seine tugendhaften Entschlüsse sofort wieder fallen liess oder ob sie bis zum grossen thé bei Federmann vorhielten, der am Schlusse der Ballsaison stattfand. Bei diesem thé wurden sie jedenfalls nicht berücksichtigt. Im Gegenteil, es war der Höhepunkt seiner bürgerlichen Liebe zu Rosy. Wie toll hielt er sie umschlungen, draussen im Korridor, verstohlen; während man drinnen ein Pfänderspiel beriet. Fortwährend, in dieser spannendsten Minute, mussten die beiden auf der Lauer sein und Störung befürchten. Es lag ein äusserster Reiz darin. — Wenn man die ganze Entwicklung dieser Liebschaft wie ein Artisten-

kunststück im Spezialitätentheater aufführen wollte, müsste hier die Musik abbrechen ... zum atemlosen Erschauern des Publikums. — Und als sie sich losmachen und davoneilen wollte, fasste er sie von rückwärts an der Brust und jetzt ... küsste er, sich vorneigend, ihre glühenden Wangen, die Ohren, den Hals, die Lippen — — — —

Am nächsten Mittag lag er noch im Bette, als Francis Gehmann und Goldner hereintraten: „Wir kommen Dich abholen, José. Komm, steh auf, sei nicht so faul! Wir machen eine Landpartie mit unsern Mädeln aus der Modistinnenbranche. Du sollst überdies nicht sagen, dass wir schlechte Freunde sind. Wir haben für Dich auch eine bereit gestellt. Einen strammen Kerl, kannst es glauben ... Sie ist sogar vom Land. Ein richtiges Bauernmädel!"

Plemscheier gähnte „... Uäh! ... Geht doch mit eurem Bauernmädel! ... Ich bin nicht so materialistisch gesinnt ... uäh! ... Ihr könntet überhaupt weggehn und mich in Ruh lassen ..."

„Lassen wir ihn," meinte Goldner, halb ernst, halb scherzend. „Er ist in den Flitterwochen mit Rosy Federmann."

Da aber buddelte sich Plemscheier wieder aus der Decke und war ganz entrüstet: „Keine

Idee! Mit der Rosy bin ich fertig. Ganz und gar fertig, da ist nichts zu wollen. Gerade hab' ich mir's überlegt, wie sie mich gestern gegen Schluss des Balles schon ganz beträchtlich gelangweilt hat. Ja, ja, wir sind fertig mit einander ... Aber ihre Schwester, die Mitzi ..."

„Herrgott, die ist doch erst 16 Jahre alt. Mit der willst Du jetzt anfangen?"

„Grad mit der. Die ist jetzt mein Gusto."

„Du, José, da fällt mir 'was ein. Erinnerst Du Dich, wie Du einmal auf diese Fratzen unter 18 Jahren geschimpft hast; und auf uns Städter, weil wir jede paar Wochen ein neues Verhältnis haben. Das war damals, als Du gerade nach Prag kamst. Und was machen Deine ‚Refurmpläne' jetzt, wenn man fragen darf?"

„... Uäh! ... Uäh! ... Uäh!"

Goldner wollte ihm helfen: „Nicht wahr, Du siehst jetzt überhaupt ein, dass unsere Gesellschaft nicht reformbedürftig ist?" Plemscheier aber hatte in seiner Katerstimmung gar keinen Sinn für Debatten und sein Streben ging nur dahin, die Kollegen hinauszuspedieren. Francis sah sich noch einmal im Zimmer um. Von den Wänden flatterten Kotillons, Tanz-

ordnungen, Komiteemaschen, Vortanzschleifen in allen Farben. Zahllose Ansichtskarten und Photographien, die in Strohmatten befestigt waren, die Fülle von Krawatten und Krägen in aufgerissenen Schubladen, die Kassette mit bordered paper auf dem Schreibtische, alles erzählte hier von gesellschaftlichen Beziehungen und Triumphen. Die Saiten einer Mandoline zitterten leise und klangvoll auf dem Fensterbrett. Über einem Wirrwarr elegant geformter Flacons, flacher Dosen mit Onglissia, Necessaires, rosa bedruckter Seifenschachteln vor dem Spiegel raschelten einige Hefte eines pornographischen Lieferungswerkes. Ein Rasierapparat lag neben einem „Führer durch Richard Strauss' Salome-Musik." Aus den Mani- und Pedicüreschatullen erhob sich ein fader Geruch und vereinigte sich mit einem Duftgemisch von Schokolade, Blumen- und Damenparfüm, das von dem Frack am Rechen ausging und den ganzen Raum schwebend erfüllte. —

Unten auf der Strasse angelangt wandte sich Francis zu Goldner, der ihn nie verstand, und sagte: „Ob sie nicht reformbedürftig ist, die Gesellschaft, das ist noch die Frage. Aber jedenfalls ist sie nicht reformfähig . . .

Was aber diesen Plemscheier betrifft: ich hatte wirklich grosse Hoffnungen auf ihn gesetzt. Wenn irgend jemand, so konnte er wahre Kultur erlangen. Er kam doch so frei aus der Unkultur, und interessierte sich für alles und lernte und lernte ... und jetzt ist er trotzdem tief in die Überkultur geraten."

Sie gingen weiter. Da sagte Francis, den man auch Carus nannte, ganz traurig noch Folgendes:

„Aber vielleicht gibt es in Wahrheit nur Unkultur und Ueberkultur. Und was wir Kultur nennen, ist nur eine Grenze ohne Ausdehnung, etwas Nulldimensionales, ein Indifferenzpunkt. Wenn man sie erreicht hat, so ist man eigentlich schon über sie hinaus."

Die Insel Carina

Matteo und Carus sassen nun schon eine ganze Weile lang schweigend auf der eisernen Terrasse. Matteo war der Hausherr und Gastgeber. Er hatte seinen lieben Freund für diesen Abend zu sich geladen, auf seine Villa, die er erst unlängst gekauft hatte, er hatte ihm den feinsten Tee und die besten Zigaretten zur Verfügung gestellt, hatte ihn dann durch alle die sehenswürdigen Zimmer und schliesslich auf die luftige Terrasse geführt, von der aus ein schöner und ruhiger Ausblick über den Talkessel und die ganze Stadt darin zu geniessen war. Hier nun hatten sich die beiden auf Bambusstühlen niedergelassen und verharrten wohl schon eine Stunde lang in lieblichem Schweigen.

Aus der unendlichen Stille der Nacht drang ein surrender, rauschender, stetig angehaltener Ton hervor . . . wie ein rätselhaftes Pulsieren von Millionen ruheloser Herzen, wie eine tiefe Klage unbefriedigter Wesen. Die Herzen brechen, die Wesen alle gehn zu Grunde . . . aber der Ton der tiefen Klage, der Ton der tiefen Klage währt bis in alle Ewigkeit. Es ist das zauberhafte Nachtlied der Grossstadt, eine endlos

murmelnde Melodie, die der Einsame erschauernd hört, wenn er von einem fernen Bergesrücken in das Tal der Häuser hinablauscht. Es fliesst einförmig und dicht wie ein dunkler ungewellter Strom über sein hartes und glattes Kieselbett. Nur hie und da leuchtet ein greller Akzent aus dem ruhigen Geräusch auf, unvermittelt, unerklärt . . . vielleicht der Pfiff einer Lokomotive, vielleicht der letzte Schrei eines Überfallenen.

Tief unten in Dunkelheit und Nebel lag die Riesenstadt, im Tal; und an den Anhöhen mit ihren schwarzen Häusern und Kirchen emporklimmend. Einzelne Gebäude in entfernten Gassen, durch versteckte Lichtquellen beleuchtet, traten zackig, lebendig aus dem Finstern. Der grosse Dom, dessen gotische Türme einem zierlichen Laubsägewerk ähneln, erhielt hie und da einen Streifen Mondlicht. Und einige Schnüre elektrischer Kugeln waren über den Fluss gespannt. Ihre Lichtfelder zeichneten sich deutlich ohne Uebergang in der rauchenden Luft ab. —

„So leben wir nun hin,“ unterbrach Carus endlich die Lautlosigkeit und seine Worte kamen mühsam wieaus einem tiefenGedankenschacht herauf. „So leben wir beide nun hin

und kein Mensch kann sagen, warum wir nicht fröhlicher sind. Es gibt so viele Dinge, über die wir uns noch nicht gefreut haben... Wir leben unser Leben ab, aber man kann nicht sagen, dass wir dabei überaus freudig zu Werke gehn."

Matteo liess das rechte Bein, das er über das andere Knie heraufgezogen hielt, in einer ebenmässigen Linie sinken und richtete den Oberkörper mit gerecktem Hals auf . . . wie beim Herrannahen einer grossen Sache. Aber ruhig, ruhig blieben seine Finger, seine Lippen, ruhig der grosse kirschenartige Blick seiner schönen Augen.

Carus fuhr fort: „Und wir kommen und wir gehn und kommen ohne starke Freuden. Da leben wir, weit entfernt vom Leben, auf unsern Villen am Rande des grossen Lebens, das man Stadt nennt. Wir schaun in das Tal hinab wie in einen lockenden Weinbecher, aber wir schlürfen nur verirrte Tropfen oben am Becherrande. Und da besuchen wir einander am Rande, gleich zwei frommen Brüdern in der Thebaïde, und wir zeigen einander gesammelte Vasen und seltsame Bilder und Bücher und harte Kleinodien, alle die Prunkstücke eines reichen Lebens, das andere ge-

führt haben. Seltsam, seltsam, dass dir noch nie die Sehnsucht kam, den Becher, dessen verirrte Randtropfen so süss sind, zu neigen und zu kosten . . . und dass mir diese Sehnsucht erst heute kam! . . ."

„Eine Sehnsucht, die kommt, verschwindet wohl auch . . . Die niemals kommt, vielleicht ist sie von jeher, von jeher dagewesen . . ." Matteo sagte das mit einer Stimme, die rein und süss klang wie ein Wasserstrahl, der über silberne Terrassen in eine Marmorschale herabrauscht. Die Luft, die seine Worte trug, kam lind und geschmeidig wie ein Rosenblatt. Fast sichtbar wurde bei diesen Lauten das Rätsel der Welt; hinter Nebeln, hinter Schleiern fast sichtbar.

Carus verstand ihn. „Gut also, wenn nun einer eine solche Sehnsucht seit jeher oder von einem bestimmten Augenblick an in sich trägt, die Sehnsucht, stark und lebend zu sein . . . warum gibt er sich nicht selbst einen Anstoss in dieser Richtung? Wir sind doch frei und so, wie wir sein wollen. Ein Leben, das uns nicht behagt, können wir abweisen und ein anderes wählen . . . Sieh hinunter in das Dunkel, in das Tal, wo Hunderttausende von Menschen ihre Bahnen aneinander vorbeigleiten. Ich

fühle in meinem Innern die unwiderstehliche Wahrheit, dass es ihr eigener Wille und ihr eigenes Behagen ist, was sie in diese Bahnen hineinzwingt und dort festhält. Wenn aber die grosse Revolution im Innern kommt, ein neuer Wille, ein neues Behagen, wenn jemand ein anderes Leben will; dann ist er doch schon geändert, dann steht er doch schon in einer neuen Bahn. Denke Dir, einer lebte tagaus tagein hier in diesem Viertel der Stadt gerade unter uns, wo Riesenhäuser ragen, wo man sich in engen Gassen und weitschichtigen Geschäften drängt und dem Gelde Fangnetze auswirft; hier hätte er seine Interessen, seine Familie, seine Freunde, kurz sein Leben. Mit einemmal will er das alles aufgeben, er will ein anderer Mensch sein. Kann ihn nun eine Macht der Welt hindern, dieses Viertel plötzlich zu verlassen, sich über alle Häuser und den Dom hinwegzuheben und dort, dort rückwärts, wo die Freisiedler-Kolonie ist, zu erscheinen! ... Ich glaube, Du wirst mir nicht widersprechen können, wenn ich sage, dass wir unsere Freiheit haben, dass wir Experimente mit unserem Leben anstellen können, dass wir nicht so freudlos hinzuleben brauchen."
„... Experimente" sagte Matteo leise. „Ich

glaube selbst, dass mit uns Experimente angestellt werden können. Ich weiss auch eine Geschichte darüber. Lange, lange habe ich nicht an sie gedacht. So lange habe ich nicht an sie gedacht und doch hat mich der Hergang einmal tief gerührt . . .“ Und er deutete durch eine Handbewegung an, dass diese angenehme aber etwas offene kühle Terrasse zum Geschichtenerzählen wohl nicht der geeignete Ort sei.

Dann erhob er sich und schritt dem Freunde voran. Sie gingen ziemlich schnell durch leere Korridore, an deren rot-chamottierten Wänden kühles Glühlicht herabglitt, durch einen runden Vorraum, durch mehrere dunkle Zimmer. Matteo schien sorgsam auszuwählen, blieb hie und da stehn, eilte dann unbefriedigt weiter. Endlich machte er in einem kleinen Ecksalon halt. Das gelbliche bescheidene Licht einer parfümierten Wachskerze beleuchtete seine Gobelins von matter Farbengebung, die jeden Laut zum Flüstern dämpften. An einer der drei Zimmerwände, in zwei mächtigen Lehnstühlen, liessen sich die Freunde ruhig nieder.

Diese Wand bestand nur aus einer einzigen grossen Glasscheibe, durch schlanke Messing-

stäbe geteilt und gestützt. Auch von hier aus hatte man eine wunderbar klare Aussicht auf die Stadt da unten und die gegenüberliegenden Höhen am Saume des grossen Nachthimmels. Und die Glasscheibe war in zitternder Bewegung, surrte im Rahmen und klang leise gegen die Stabstützen, erschüttert vom fernen Lärm da draussen, vom Ton der tiefen Klage.

— — — — — — — — — — — — — —

Da sprach Matteo:

„Es war in den Jahren, da ich ein ruheloses Leben führte. Entsinnst Du Dich dessen noch, mein Freund? Es mag wohl schon eine geraume Zeit her sein, dass ich so atemlose und und spannende Tage verbrachte . . . Damals war ich auf meiner dritten Reise um die Erde.

Unser Schiff, „Prince of Callao“, hatte vor mehreren Tagen den Hafen von Neu-Guinea verlassen. Erst hier begann die Fahrt mich zu interessieren, weil der Kapitän eine ungewöhnliche Route weitab von den üblichen Verkehrslinien gewählt hatte, nämlich quer durch den ganzen Südsee-Archipel nach Süd-Amerika. Nun kam ich also so oft wie möglich auf Deck herauf, liess mich von dem eifrigen kalten Winde durchblasen und meine

Augen entzückten sich an der klaren blauen sonnenverklärten Meeresfläche. In der Ferne, farblos wie Bleistiftlinien, hoben manchmal unbekannte Inseln und namenlose Riffe ihre Köpfe auf und tauchten wieder lautlos unter den Horizont. Dann sah ich zum metallischen funkelnden Himmel empor und war wieder beruhigt.

An einem dieser glücklichen Tage nun lernte ich auf dem Steuerbord des Schiffes Claire kennen. Sie sprach mich an. Sie hatte eines von jenen kleinen Gesichtern, die man nicht vergisst und die man sich auch nicht merken kann; einen schattenlosen bleichen Teint, dunkelblaue Augen und an der zierlich geformten Nasenspitze immer einen lebhaften Lichtreflex, weil ihre Haut so straff gespannt war. Eine kleine blaue Ader bewegte sich ruhelos an ihrem weissen Halse und zog die Blicke dessen, der mit ihr sprach, immer auf sich. Die Gestalt war von einer unaussprechlichen Milde und Vornehmheit in jeder Bewegung und die Hände, selbständig beseelt und ziemlich gross wie die der Mona Lisa, schienen stets durch die Luft zu schweben und allen Gegenständen, die sie angriff, ein veredeltes Aussehn zu verleihn. Das war Claire!

Sie sprach mich also an. Beim Tone dieser Stimme blieb ich sprachlos.
Ich fühlte, dass ein Verhängnis in mein Leben eingegriffen hatte. Ich fand mich plötzlich dem gegenüber, was ich so lange schon vermisste; ich fand mich der Frau gegenüber, die ich lieben konnte und musste. Da stand sie, das Weib meiner Träume, vom klaren Tageslicht umspielt, auf wirklichen Brettern, an einen wirklichen Tisch gelehnt, und wusste vielleicht noch gar nicht, dass wir beide einander lieben müssten . , . Mich ergriff inmitten der gewöhnlichen Umgebung vorbeischlürfender Menschen, klappernder Tassen, „Kellner!"-Rufe . . . plötzlich eine märchenhafte Lustigkeit. Ich fasste Claire bei der Hand und, ohne die belanglose Frage, die sich an mich gestellt hatte, zu beachten, sagte ich ihr in einigen schönen Sätzen alles, was sich mir aufdrängte. Und sofort redeten wir dann ganz vertraut miteinander . . . wie zwei als Kinder Verlobte, die einander nach der Verabredung im soundsovielten Jahre ihres Lebens zugeführt werden. Mich beherrschte eine sonderbare Verschränkung von Lustigkeit und Angst. Wie ein Ruderer, der plötzlich in eine Strömung gerät, die ihn landwärts treibt, über diesen

günstigen Zufall froh ist . . . und doch auch die Sorgen nicht unterdrücken kann, da er sich der unwiderstehlichen Übermacht eines fremden Willens ausgesetzt weiss; — so jubelte ich über das Zusammentreffen mit Claire und fühlte doch zugleich ein undeutliches Bedauern darüber, dass jetzt alles ohne mein Dazutun von Statten gehn sollte.

Das Verhängnis hat in mein Leben eingegriffen, dachte ich; was von nun an mein Leben ausmacht, ist Claire und nichts weiter . . . Aber ich hätte niemandem, auch mir selbst nicht, erklären können, wieso Claire das darstellte, was ich solange vermisst hatte, das Weib meiner Träume. Ich fühlte es nur so im Allgemeinen, durch den Gesamteindruck berauscht. Im Einzelnen fand ich das Mädchen unausstehlich und gemein.

Und das Schiff glitt weiter, Tage um Tage. Ich erspare Dir, mein lieber Freund, die Beschreibung meiner wachsenden Verliebtheit. Wie ich mich selbst in der Kajüte gefangen hielt; wie ich mir als Orakel festgesetzt hatte, mindestens solange unten zu bleiben, bis ich die heilige Bibel durchgelesen hätte; wie ich über die Seiten flog; wie mir die bewegten Wellen unter der kleinen Zimmerluke Claires

blaue Halsader vorzauberten; wie ich dann mit kalter Vernunft jede aufquellende Träne, jeden Wehmutsgedanken unterdrückte, um nur scbnell mit dem Buche zu Ende zu kommen; wie ich schliesslich voll tiefer Ergriffenheit das Tageslicht zugleich und Claire begrüsste . . Sie ergriff meine Hand, führte mich schnell an Steuerbord und sagte: „Gut, dass Sie endlich wieder heraufkommen. Sehen Sie nur, was wir da vor uns haben — eine blaue Insel!"
Sie irrte nicht. Weit draussen im Ozean, etwas rechts von unserem Kurs, lag ein tiefblauer dampfender Farbenfleck über dem Wasserspiegel . . . . wie ein bengalisches Feuer. So ungewöhnlich und anziehend war diese Erscheinung, dass sich fast alle Passagiere auf Deck eingefunden hatten und in einer Richtung auf den blauen Nebel hinstarrten. Der Untersteuermann hatte es nämlich für eine Nebelwolke erklärt: „Die Farbe ist durch Brechung erzeugt, eine Art von Kimmung . . . in diesen Meeren nichts Besonderes."
Aber am nächsten Morgen lag dieser Nebel immer noch auf dem Wasser. Und wie ein geheimnisvoller Kern hoben sich schon deutlicher schroffe Felswände, an manchen Stellen Wälder

und Ebenen aus dem Schleier heraus. Während die Mitreisenden sich allmählich wieder beruhigt hatten, waren Claire und ich durch das Phänomen in eine nervöse Unruhe versetzt. Wie fasziniert wichen wir den ganzen Tag über nicht von der äussersten Spitze des Schiffes; sie hielt fast ängstlich ihren Arm in den meinen gefügt; wir sprachen von nichts anderem mehr als von der blauen Insel . . . denn für uns war es gewiss, dass dies eine Insel war . . . und wir wünschten nichts sehnlicher, als dort an Land zu gehn.

Auf solch einem grossen Schiffe besteht, wie ich auf vielen Fahrten gefunden habe, eine merkwürdige, doch ganz natürliche Stimmung darin, dass man die sonst so selbstverständliche Verfügungsfreiheit über seinen Aufenthaltsort unmerklich verloren hat, da man nur durch die Bewegung des Schiffes seinen Aufenthaltsort wechseln kann. Man ist wie in einem wandernden Gefängnis und muss sich fügen. Was aber der allmächtige Kapitän für Ziele hat, bleibt fast immer ein unergründliches Geheimnis. So war es auch diesmal. Während wir beide vor Eregung und Sehnsucht nach dem rätselhaften blauen Eiland zitterten und kaum zu hoffen wagten, hielt der Steuermann

auf Befehl des Kapitäns schon seit gestern dorthin, ohne dass wir natürlich eine Ahnung davon hatten. Wir sollten sogar anlegen, denn das Schiff hatte Havarien erlitten und musste flüchtig ausgebessert werden ... Die Insel war überdies in allen Schiffskarten verzeichnet und hiess Carina, eine der zu Frankreich gehörigen Tubuai-Inseln.
Als ich am nächsten Morgen erwachte und natürlich sofort an Deck eilte, um nach der Insel auszuspähn, ... da lag das Schiff schon ruhig in einem natürlichen Hafen zwischen den glatten Felsen von Carina. Claire jubelte. Wir erbaten vom Kapitän ein Boot und stiegen auf dem Strande aus.
Und nun umpfing uns eine blendende Welt!
Um es in einem Satze auszusprechen: Nichts in dieser Bucht erinnerte an vormals Gesehenes. Nicht ein Grashalm, nicht eine Baumrinde war so, wie man es gewohnt ist; selbst der Sand am Strande hatte eine prägnanter gelbe Farbe als anderswo. Zwischen den roten Riffen im seichten Wasser schillerten Fische von phantastischen Umrissen, krochen Krebse, Würmer, Seewalzen, Schnecken, Seeigel, Schlangensterne und die metergrosse Riesenmuschel Tridacna. Über all dem Neuen,

hinreissend Tropischen hing eine bläuliche sanfte Luft, rein und leicht, und doch durch irgendwelche geruchlose Dämpfe so eigenartig verfärbt. Sie allein hätte genügt, um allem ein lieblich-fremdes Aussehn zu verleihn, indem sie alle Farben dämpfte und so selbst das Nächste in eine eigenartig vibrierende Ferne rückte.

Es war ein Wald voll Leidenschaft, durch den wir schritten. In der tiefen Ruhe und Einsamkeit entfalteten die herrlichen Magnolienbäume ihre Blüten wie grosse, violette Porzellanschalen; durch die duftenden Symphonien scharlachner und schneeweisser Blumenmeere, durch die Palagniumsträuche und Rotanglianen und Bignonien leuchteten Kolibriblitze auf; seidenglänzende Morphofalter spannten ihre Changeantflügel, andere Schmetterlinge prunkten in violetten und smaragdblauen Farbentinten; riesige Käfer, die wie Edelsteine oder wie Laubblätter aussahen, zogen ihres Weges über die fette rote Erde; und Pirol und Leierschwanz trugen die Buntheit und Farbenfröhlichkeit des schönen Landes singend in den hellschimmernden Himmel hinein . . .

Inmitten dieser Natur, die fast krank und zerplatzend vor Lebensfülle erschien, war ich

gerührt und dankbar, weil ich für meine Liebe nun wohl auch das schönste Stück Erde gefunden hatte; durch Güte des Schicksals ebenso zufällig wie die schönste Frau. An diesem Tage liebte ich Claire wahnsinniger als sonst und küsste sie wohl tausendmal. Und doch erschien ich mir zugleich elend und entnervt in diesem Überschwange.

Aus dem Urwald hatten wir uns herausgearbeitet und standen auf einer breiten hochgrasigen Wiese. Wer beschreibt nun unser Erstaunen, als wir uns mit einem Mal auf einem gebahnten, weissglänzenden Wege fanden, der die Wiese wie ein Gürtel halb umspannte! Bisher war es uns aufgefallen, dass wir auf unserer blauen Insel noch keinen Menschen und überhaupt kein lebendes Wesen angetroffen hatten. Und nun schien sie also doch bewohnt!

Sicher und unbefangen wie in einem Traume schritten wir die Strasse, die bald an den Abhang eines Berges führte; dann stieg sie etwa eine Stunde lang am Rande einer Schlucht an; mündete schliesslich auf eine kleine fast kreisrunde Hochfläche zwischen diesem Berge und einem viel, viel höheren breiten Felsen, der das Hauptmassiv der Insel zu bilden schien.

Denn schon von dieser Hochfläche aus sahn wir zu drei Seiten das Meer, zu dem die Spitze des breiten Felsens ihre Ausläufer hinabsandte.

Ein Haus mit umlaufendem Balkon, von europäischem Ansehn stand im Hintergrunde der Fläche. Und vom Balkon her kam eilends ein Mann auf uns zu.

In einiger Entfernung blieb er stehn. Eine heftige Röte erschien auf seinem sorgenvollen, bronzebraungebrannten Gesicht. Plötzlich stürzte er auf uns los. Er fasste Claire an den Händen und redete französisch auf sie ein. Sie erwiderte. Im nächsten Augenblick hatte er sie umarmt und mit sich in das Haus fortgezogen, ohne mich auch nur bemerkt zu haben.

Lange Zeit sah ich den beiden nach und schlich um die Hütte. Bis zum Abend wartete ich. Dann kam mir der Gedanke, es müsse so sein; und ich hörte auf, mein Gehirn mit Hypothesen anzustrengen. Bis zum Tode betrübt begann ich den Abstieg von der Hochfläche, auf dem schmalen Wege längs des Abgrundes. Ich weinte laut ... Du weisst, dass Feigheit eine meiner gepflegtesten Eigenschaften ist.

Als ich am nächsten Tag nach einem Schlafe, der eher einem Ohnmachtsanfall als dieser natürlichen Erquickung glich, aus meiner Kajüte kroch, ... da stand meine Claire an Bord und zankte lächelnd mit mir: „Wie konntest Du mir gestern so schnell entfliehen? Hast Du denn gar nicht daran gedacht, dass ich vielleicht allein wieder heimkehren müsste, ganz allein durch den Urwald? Warum bist Du überhaupt nicht gleich mit mir in das Haus gekommen? Es gehört dem alten Bazil Chauduval, meinem Onkel Chauduval aus Paris. Na ja, Du kennst ihn nicht. Du bist entschuldigt. Aber Du musst mich jetzt gleich wieder hin begleiten. Ich werde Dir ihn diesmal auch vorstellen. Also komm schnell! ..."
So schwatzte sie.

„Aber um Gottes Willen!" rief ich. Denn jetzt erst kam mir mit einemmal diese ganze überwältigende Menge ganz unwahrscheinlicher Begebenheiten, die ich seit gestern erlebt hatte, ins klare Bewusstsein. „Wie kommt denn um Gottes Willen Dein alter Chauduval auf die verlassene Insel Carina in der Südsee?"

„Das will ich Dir gleich unterwegs erzählen. Setze nur noch Deinen Hut auf und komm!

Das Boot habe ich schon ans Fallreep bringen lassen."

Wir stiegen ein und landeten am Strande. Dann gingen wir denselben Weg wie gestern.

Und sie erzählte natürlich von ihrem Onkel Chauduval, der ein ziemlich exzentrischer Millionär sei; überdies nicht mehr als andere seinesgleichen. Nachdem er nun in Paris alles Mögliche getrieben habe, sei es in ihm zum Entschlusse geworden, mit seinem kleinen kranken Sohne Lilon einige Zeit in Ozeanien zu verbringen. So seien sie also abgereist und zuerst nach Tahiti gekommen. Aber das war ihnen nicht einsam genug und es wurde sogar ein Pariser Maler dort vorgefunden. Darauf habe Chauduval seine Privatyacht, die ein bewegliches Haus und allen denkbaren Komfort an Bord führe, auf diese verlassene Vulkaninsel Carina dirigiert, wo nur wenige Eingeborene ein elendes Dorf besiedelten. Hier habe sich den beiden, besonders aber dem kleinen Lilon, ein fremder sonderbarer Mann, Sibolo genannt, zugesellt. Dieser sei, wie gesagt, von grosser Sympathie zu Lilon erfasst worden, habe ihn nicht aus den Augen gelassen, mit ihm gespielt, ihn unterrichtet und auf allen Spaziergängen begleitet, sodass der alte Chau-

duval schon an etwas Widernatürliches denken musste. Gerade zu der Zeit aber, als Chauduval dem Fremden endgiltig jeden Verkehr mit seinem Knaben verbieten wollte, sei dieser eines Tages in grösster Bestürzung hereingetreten; bleich und verstört; und im Arme den kleinen Lilon, der in tiefen Schlaf gefallen war. Plötzlich, plötzlich . . . so erzählte er . . . sei der Knabe im Walde neben ihm umgesunken und nicht mehr zu erwecken gewesen. Er bringe ihn, nachdem er ihn zu unzähligen Malen aufgerüttelt und beim Namen gerufen und nachdem alles erfolglos geblieben sei. Mit diesen Worten legte er das Kind ins Bett, küsste es auf die Stirn und zog den grosen grünen Vorhang vor den Alkoven. Aber kaum hatte er die Schwelle der Wohnung erreicht und war nun in Sicherheit vor meinem Onkel, so richtete er sich auf und sprach mit fürchterlicher magischer Stimme: „Wisset nun, Herr aus Paris, dass dieser Knabe nach dem Ratschluss und Befehl der Götter drei Jahre lang hier in diesem Bette schlafen wird, ohne sich zu rühren. Nach drei Jahren komme ich wieder auf diese Insel und will ihn zu einem besseren und wahrhaften Leben erwecken.“ Damit verschwand er spurlos. — „Du musst wissen“ fügte hier Claire

etwas leichtsinnig hinzu „dass mein Cousin Lilon von seiner frühesten Kindheit an ein ungewöhnlich schwaches und nervöses Kind gewesen ist. Die Ärzte gaben in einigemal verloren. Und viel mehr als sein Leben haben sie aus seinen zahlreichen Krankheiten nicht gerettet. Denn der Junge blieb immer rückständig, überreizt und ungewöhnlich hässlich und klein. Von seinen geistigen Fähigkeiten halte ich nicht so viel. Ich bin sogar fest überzeugt, dass er eigentlich idiotisch veranlagt ist. Er war überdies immer rasend in mich verliebt und bereitete mir sehr unangenehme Nachstellungen. Aber das gehört nicht hierher. Ich will nur sagen, dass ich mich gar nicht wundern kann, wenn ihm 'mal so ein Malheur passiert wie dieser dreijährige Schlaf.. Nun sind durch ein sonderbares Zusammentreffen gerade heute die drei Jahre abgelaufen. Und obgleich mein Onkel sonst ein aufgeklärter, sehr ironischer Mann war, scheint ihn doch merkwürdigerweise das lange Warten und Wachen am Bette eines schlafenden nicht zu erweckenden Kindes mürbe gemacht zu haben und, wie er mir gestern gestand, hat er seine ganze Hoffnung wirklich auf den heutigen Tag gesetzt. Als er mich gestern so unverhofft er-

blickte, geriet er in grosse Freude und glaubte sicher, ich wüsste etwas über den Sibolo oder ich käme gar als Botin dieses unheimlichen Wesens. Er hatte ja erfahren, dass gerade gestern ein Schiff auf Carina angelegt hatte. Seine Zuversicht war daher felsenfest. In dieser Sache musste ich ihn leider sehr betrüben, indem ich ihm keinerlei Auskunft und Botschaft geben konnte. Er schien vernichtet und weinte wie ein Kind. Da musste ich ihn nun trösten und versprach ihm, heute wiederzukommen und ihn über den unglückseligsten, spannendsten Tag seines Lebens hinwegzuhelfen, wie er sich ausdrückte."

Claire hatte in ziemlich gleichgiltigem Ton berichtet. Und ich muss gestehen, dass mir alle diese wunderbaren Tatsachen gar kein Gefühl der Verwunderung oder gar des Unglaubens einflössten. Vielleicht deshalb, weil sie garnicht als Wunder, sondern in natürlicher Weise vorgebracht wurden. Vielleicht auch deshalb, weil der menschliche Geist gegen alles, was in Fülle vorhanden ist, abstumpft und also auch der Begriff „Wunder" nur relativ gilt, mit Rücksicht auf eine alltägliche Umgebung, nicht aber in diesem so ungewohnten blauen Lande. Und je weiter es in

den Tag und in die sonderbarsten Ereignisse hineinging, desto sicherer und beruhigter fühlte ich mich auf der Insel Carina. —
Wir hatten nun die runde Hohlfläche erstiegen. Vor Chauduvals Hütte fanden wir ein ganzes Lager von nackten lärmenden Eingeborenen, die sich, durch das erwartete Wunder angelockt, hier eingefunden hatten. Mit Mühe drängten wir uns durch die leidenschaftliche Menge zum Balkon.
Wir wurden sogleich von einem Diener in einen grossen lichten Saal weitergeführt. Hier bewirtete Chauduval zwei Häuptlinge mit Wein und Tabak. Die ganze grosse Ostwand des Saales war mit einem grünen Teppich bespannt, hinter dem wir mit Recht Lilons Schlafalkoven vermuteten. Und vor dem Teppich führte ein malayischer Zauberer die unglaublichsten Tanzverrenkungen auf. Er schrie und weinte zu seinen Göttern. Dann warf er die Arme hinter den Kopf und blieb unbeweglich, wie versteinert stehen, um sofort darauf seine wüsten Sprünge von neuem zu beginnen. Schliesslich kam er in Verzückung, gelblicher Schaum trat ihm vor den Mund. Er stürzte nieder und blieb bewustlos wie ein Ballen Kleider vor dem Al-

koven liegen. Niemand kümmerte sich um ihn. Chauduval nahm uns bei Seite und erklärte, er habe auf Anraten seiner Freunde, der beiden Stammesfürsten, einen Versuch mit dem berühmten heidnischen Zauberer der Insel gemacht; leider ohne Erfolg, wie wir eben gesehn hätten.

In diesem Augenblick schien eine Eingebung über Claire zu kommen. Sie trat in die Mitte des Saales, ihre dunkelblauen Augen sprühten, die bleichen Züge gewannen Farbe und ein mystisches Leben. Gebieterisch streckte sie die Hand gegen den grünen Vorhang aus und rief: „Lilon! Lilon! Lilon! Erwache, stehe auf und wandle wieder! Ich bin gekommen. Deine Kousine Claire, die Du liebst, ist zu Dir gekommen. Erwache, Lilon! Denn die, welche Macht über dich hat, ist gekommen. Sie ist zu Dir gekommen, die Du in langen Nächten ersehnt hast. Die Du in Gesellschaften von fern mit Blicken geküsst hast und die Du doch stets im innigen Tanze mit andern sehn musstest. Der Du auf dem Bazar der Marquise Lenguière mit all Deinem gesparten Taschengelde einen Kuss abkaufen wolltest, den Du doch nicht erhieltest. In deren Schlafzimmer Du Dich eingeschlichen hast, als ich einmal

auf eurer Villa La Forgue zu Besuch weilte, Ja ich bin es, die ruft. Ich, Dcine Claire. Und von diesem Zauber, der Dich von jeher an mich gebannt hat, rufe ich Dich nun. Mit diesem Zauber, der mächtiger ist als die Ständelwurz. Mit diesem Zauber, der seit jenen Tagen Deiner Jugend und Unreife noch gewachsen sein muss, noch sehnender und betörender geworden ist. Auf, auf, rühre Dich, komme zu mir mit Deiner ganzen Sehnsucht! Ich warte auf Dich, Lilon. Ich warte. Ich warte . . ."

Aber der grüne Teppich blieb unbeweglich wie ein Spiegel. Kein Fältchen zeigte sich.

Claire trat zurück. Und selbstverständlich erwartete ich, dass sie enttäuscht sein würde. Aber sie schien stolz und zufrieden und lächelte wie eine Prophetin. Mit diesem Momente verlor ich meine ganze Urteilsfähigkeit an diesem Tage. Ich war von nun an überzeugt, dass ich bis dahin im Wahnsinn gelebt hatte und jetzt erst die Dinge in ihrem wahren lichten Zusammenhange schaue.

Der Spätnachmittag kam. Die Häuptlinge zechten. Vater Chauduval weinte in einer Ecke still und deutlich vor sich hin. Das Volk draussen wurde immer unruhiger und begehrte Einlass.

Der Abend kam. Und der Abend auf Carina ist nicht so wie bei uns, sondern er macht alles noch blauer und geheimnisvoller und milder. Die Luft perlt fast sichtbar um alle Flächen und wenn man einen Gegenstand berühren will, so ist es, als müsste man vorher mit der Hand eine Schicht von zarten gewichtlosen Schleiertüchern beiseite schieben.

Die späteren Stunden des Abends kamen. Schon näherte sich die Nacht. —

. . . . Mit einem Male erscholl draussen eine brüllende Salve unartikulierter Laute . . . . Die Türe fliegt auf . . . . Die Wilden strömen ins Zimmer . . . . An ihrer Spitze . . . . Sibolo . . . .

Er ist ein kleiner alter Mann in europäisch-unmoderner Kleidung, aber mit einem purpurroten Turban auf dem Kopfe. Seine Gesichtszüge sind in dem fetten Gesicht kaum kenntlich, wie überwuchert. Wie er hereintritt, verbeugt er sich gemessen nach allen Seiten, scheint erfreut über die allgemeine Aufmerksamkeit, die sich ihm zuwendet. Dann geht er langsam auf den Hausherrn zu. In der Hand trägt er eine grosse rote Rose.

Er benimmt sich wie ein Arzt, konferiert ernst und in französischer Sprache mit Chauduval,

erkundigt sich genau nach Lilon wie nach einem Patienten. Aber der unglückliche Vater weiss wenig über ihn zu sagen, als dass er unausgesetzt schlafe und schlafe und atme und nicht aufzuwecken sei.
Sibolo schmunzelt, sagt einige Mal: „Gut! Sehr gut!“, tritt dann näher an den grünen Vorhang und bittet den Vater gesprächsweise, mit durchaus ruhiger Stimme, man solle ihn jetzt mit dem Patienten allein lassen. Die Wiedererweckung geschähe am besten vor möglichst wenig Leuten. Alle ohne Ausnahme sollten daher das Zimmer verlassen und ihn mit Lilon ganz allein lassen.
Da ereignete sich etwas. Der alte Chauduval, der seinen masslosen Zorn gegen Sibolo bis jetzt noch mit knapper Not unter einer Maske von Höflichkeit und Gastfreundschaft versteckt gehalten hatte, fuhr bei diesen Worten des Fremden diesem an den Hals und zerrte und würgte ihn wie besessen. Dabei sehrie er, dass alle Wände zitterten. „O Du Schurke, Du massloser Giftmischer und Magier, hältst Du mich denn für ganz dumm und gottverlassen! Nicht genug, dass ich Dir damals meinen unglücklichen Knaben anvertraut habe, den Du auf so schmähliche Art behext hast;

soll ich Dir ihn auch heute wehrlos und unbewacht in die Hände liefern, damit Du Deine ruchlosen Pläne zu Ende führen kannst! Das wäre Dein Fall! Nicht wahr, Du Mörder und Erzfilou. Aber ich bin nicht blind. So sehr hat mich das Unglück denn doch nicht abgestumpft, dass ich Deine offenkundigen Frevel nicht durchschaute. Ich kenne Dich, Du Lump. Ich kenne Dich trotz Deines exotischen Auftretens. Ich kenne Dich von Paris her, rue de la gare. Du bist niemand anderer . . ."

Während dieser tobenden Ansprache hatte er ein Revolver aus der Tasche gekramt und richtete es auf den kleinen Mann, der an seiner Faust zappelte. Die Wilden hatten aus den Gesten auch entnommen, worum es sich hier handelte, und drangen auf den Wehrlosen ein. Der ganze Haufe setzte sich von der Ecke her wie ein einziges Raubtier in Bewegung. Schon war es um Sibolo geschehn. — In diesem Moment erbebte die Erde von einem plötzlichen Stosse, dem bald ein zweiter und dritter noch heftigerer folgte. Der Himmel verfinsterte sich plötzlich zur vollkommenen Nacht und ein zischendes Geräusch wie von austretenden Gassäulen liess sich aus weiter

Ferne vernehmen. „Tabu! Tabu!" schrieen die Malayen und drückten sich in wilder Flucht zur Türe. Auch den alten Chauduval und seine weisse Dienerschaft ergriff betörender Schrecken. Fenster wurden aufgerissen, dass der kalte Wind hereinsauste, Schränke und Geräte stürzten, versperrten den Weg, allenthalben klirrten Glastrümmer. Chauduval schoss noch sein Revolver ins Dunkle, dann stürzte er fluchend fort. Wer noch bis dahin Stand gehalten hatte, flüchtete nun jammernd hinter ihm her. Ein wahnsinniger nervenlähmender Ruf erscholl und setzte sich über die gauze Verwirrung hin durch: „Der Vulkan bricht aus! Der Vulkan bricht aus!" —

Ich war im Saale zurückgeblieben, wahrscheinlich aus Angst vor dem Grässlichen, das sich da draussen jetzt vorbereitete; als ob mich diese dünnen Wände irgendwie hätten schützen können. Ich duckte mich in eine Ecke und dachte an garnichts mehr. Die ganze wilde Szene, die ich eben noch mitgezittert hatte, schien mit einem Ruck aus meiner Erinnerung weggeschoben und machte einer überirdischen, fast sanften Spannung Platz, die mich allmählich einnahm und mein Bewusstsein wie ein grosses Bild erfüllte .... Die Erdstösse kamen

nun immer rollender und schneller, zu dem Pfeifen und Stampfen der Eruption gesellten sich noch andere ungeheuerliche Tonmassen: das Poltern der Steine, das Schlürfen der fallenden Asche, das Rutschen und Brechen der Wälder, das Wirbeln austretender Ströme, das Sägen und Prasseln eines Sturmwindes. Ein fürchterlicher Feuerschein stahl sich langsam und wachsend durch die Fenster in das nächtliche Zimmer.

Da bemerkte ich bei der stets helleren Beleuchtung, dass ich nicht allein war. In der gegenüberliegenden Ecke stand hochgereckt Sibolo mit seiner Rose; den der Schuss des alten Chauduval unverletzt gelassen hatte. Neben ihm Claire. Auf der Erde wimmerte der malayische Zauberer, der durch den Lärm zwar sein Bewusstsein, aber nicht die Herrschaft über seine Glieder wiedererlangt hatte.

Und noch jemand lebte in diesem merkwürdigen Zimmer, wie wir gleich erfahren sollten . . .

Denn mit einem Male schien etwas den grossen grünen Vorhang vor dem Alkoven von innen anzutippen. Es zeigte sich eine flüchtige Regung an einer Stelle des spiegelglatten Tuches, die sich hurtig als Welle an der sonst ruhigen

Fläche fortpflanzte und zum Fussboden herablief. Noch war diese Welle nicht ganz abgeebbt, als eine zweite Bewegung und Falte an einer andern Stelle erkenntlich wurde. Mich fasste ein unsägliches Grauen bei diesem Geschehnis. Aber es wurde noch übertroffen durch den folgenden Anblick. Der Malaye nämlich, der lahm auf der Erde lag, wurde durch die plötzliche Belebung des Vorhangs dermassen erschüttert und überrascht, dass er wie durch Wunder seine Kräfte wiederbekam und mit entsetzter Miene laut heulend hinauslief. Ich glaube, dass dies überhaupt die aufregendste Erinnerung meines Lebens ist, und ich darf mir sie nicht einmal heute noch recht anschaulich vorführen ... Nein wie schnell sich der Kerl vom Boden aufarbeitete und seinen Federstab packte und davonlief!

Inzwischen war Lilon, der erwachte Lilon, aus dem Alkoven herausgetreten. Aber nicht Lilon, der Schwächling und Idiot, wie man mir ihn geschildert hatte, sondern ein hoher schlanker kraftstrotzender Jüngling mit leuchtenden Augen, scharlachroten Lippen und anmutigkühnen Bewegungen. Er schien weder erstaunt noch verschlafen, sondern kam mit der ruhigen Sicherheit eines schönen selbstbewussten Men-

schen durch den Saal auf uns zu. Nun strich er mit der linken Hand seine kastanienbraunen Locken aus der wohlgeformten weissen Stirn, begrüsste uns jeden einzelnen mit einer Verbeugung und wandte sich dann an Sibolo, den er zu erkennen schien.

Die Donner des Vulkans ruhten jetzt eine Weile und man konnte deutlich vernehmen, was Sibolo mit glockenheller Stimme zu dem schönen Jüngling sprach: Lieber Lilon, ich bin dir eine Erklärung schuldig. Passe nun gut auf und verstehe, was ich Dir sage. Denn es betrifft niemanden näher als Dich selbst ..... Du weisst es zwar nicht und würdest es ohne mein Zutun auch nie erfahren, gleichwohl sage ich es: dass ich Dir drei Jahre Deines Lebens und Bewustseins geraubt habe. Ja eigentlich habe ich Dir noch viel mehr geraubt, indem ich Dich gerade jetzt erwachen lasse. Du wirst das alles selbst genauer erfahren. Aber bleibe Dir dessen stets bewusst, mein lieber Lilon, dass ich alles, was ich getan habe, nur aus übergrosser Liebe zu Dir getan habe. Vergiss mir das ja nicht, Kind, und höre meine Entschuldigung ohne Erregtheit bis zu Ende ... Als ich Dich vor drei Jahren hier auf der Insel Carina kennen lernte, warst

Du schwach und krank an Leib und Seele, Deinen Angehörigen eine kummervolle Last, Deinen Feinden ein Spott, jedem Menschenfreunde ein Erröten. Trotzdem gewann ich Dich lieb und sann auf Mittel, das Dir bestimmte elende Leben irgendwie zu ändern und besser zu gestalten. Und ich dachte daran, dass die Dir vom Schicksal mitgegebene Lebensenergie, Dein Kräftequantum, zwar nicht für die vielen Jahre gut ausreichen könnte, die Dir beschieden waren. Dass Dir dieses Kräftequantum wohl aber für eine bedeutend kürzere Zeit ein wirklich menschenwürdiges Dasein bestreiten dürfte. Und ich habe nun Dein Leben auf eine ganz minimale Zeit eingeschränkt, gleichsam kondensiert. Du hast lange geschlafen und gehst wohl heute noch ins Nichts hinüber. Für Dich bleibt von Deinem Leben nicht viel mehr als ein Moment, *ein Aufflackern zwischen zwei Dunkelheiten*. Aber diese wenigen Minuten darfst Du dafür als Vollmensch ausgeniessen, frei von allen Schwächen und Mängeln, die Dich sonst in jeder Freude gestört haben, nicht krank, nicht einfältig, nicht verdriesslich, selig und machtvoll wie nur wenige andere. Für viele kahle farblose Jahre gewinnst Du eine

kleine feurige Weile. Wirst Du mir dafür nicht dankbar sein? Hätte sich Dein Wille, wenn ich ihn vorher hätte befragen dürfen, anders entschieden? Ist eine Spanne voll Licht und Tag nicht hundertmal schöner als die frostige Dämmerung?..."

Alle diese vielen Worte hatte der schöne Jüngling gar nicht beachtet. Ununterbrochen hatte er zu Claire hinübergeschaut. Seine Hand, die der Alte umklammert hielt, zuckte heftig. Und jetzt riss er sich mit wütender Kraft los. Ohne uns auch nur im mindesten zu beachten, trat er an seine Cousine heran und umarmte sie stürmisch. Sie gewährte mit bezaubertem glücklichem Lächeln, sie bebte unter seiner aufwallenden Begierde, sie küsste ihn. Und in dem Augenblick, da sich ihrer beider Lippen gefunden und in einer langen und heissen Berührung vereinigt hatten, schienen Claires Kräfte zu erschlaffen, jeder Muskel gab nach, die Finger öffneten sich, willenlos lag ihr Körper über seinem Arm. Da schrie der schöne Lilon vor Wollust auf und presste sie an sich. Er küsste ihren Hals, ihre Arme, die duftenden Haare, die sich öffneten, er riss sie mit sich in das Bett, er taumelte über sie hin und jauchzte in aphrodisischem Rausche.

Dazwischen wurden erstickte Worte hörbar, Seligkeit, Erinnerungen, Freiheit, Liebe, Wunder. Alles rings um die beiden schien für sie nicht zu existieren. In ihnen allein fand die gesamte Leidenschaft und Lebensglut des Welt-Alls ihren Ausbruch. Und die Glut wurde immer sengender, immer fordernder, sie flammte durch die süssen Tränen des Genusses, sie erhob sich und raste, sie entfesselte Urkräfte, wogte in Flammenmeeren, erreichte dann ihr ersehntes Ziel, ermüdete dann ... ja sie ermüdete und verglomm in köstlicher Befriedigung. Aus der Ferne von verschiedenen Seiten betrachteten Sibolo und ich die stürmische und zugleich liebliche Gruppe. Eine unsagbare Schönheit und Macht hielt uns in ehrfurchtsvollem Schweigen.

„Wir müssen fliehn!" schrie Sibolo plötzlich, während draussen von neuem der Höllenlärm begann. Wir brachten die Liebenden mit Gewalt ins Freie. Vor der Hütte blieben wir einen Augenblick entsetzt über den Anblick, der sich uns bot, stehn. Die ganze kreisrunde Hochfläche drehte sich in der Dunkelheit der Nacht wie ein Wasserwirbel.

Mit Mühe fanden wir den Pfad, der längs der Schlucht abwärts führte. Dann begannen wir

den Abstieg; voran der Alte, hierauf die beiden glückselig Wahnsinnigen, ich beschloss den Zug. Die Luft war rein und prickelte von Ozon wie nach elektrischen Entladungen. Ein wilder flächenhafter Sturm stiess uns von Zeit zu Zeit wie mit Riesenfittichen an, so dass wir uns bei jedem Schritt ganz fest an den Bergabhang klammern mussten. Inzwischen stürzten kleine silberglänzende Lavaströme quer über unsern Weg . . . Ich drehte mich einmal um und sah jetzt den Vulkan in voller Tätigkeit. Der mächtige Feuerkegel aber, der aus seinem Krater aufstieg wie ein riesiger Blumenstrauss, erschien in der bläulichen Luft beinahe violett.

Vor mir tanzte Lilon, seine Geliebte mit einem Arm haltend. Er war vollkommen sorglos und hatte jedenfalls keine Ahnung von der Gefahr, die uns drohte. Er lachte und jauchzte. — Das vorsichtige Tempo des Abstiegs behagte ihm aber nicht, es war ihm viel zu langweilig. Von Zeit zu Zeit kletterte er daher ein Stückchen den Abhang hinauf, machte oben seine Kapriolen, winkte seiner Claire lustig zu und rannte dann wieder zum Saumpfade herunter. Nach Art der kleinen Kinder vervielfachte er den Weg und schien nur

Gelegenheit zu suchen, um seine überschüssige Kraft auszugeben. Aus reiner Freude an der Bewegung warf er manchmal den Kopf zurück und klatschte laut in die Hände. Nie wieder habe ich so schöne und energische Gesten erblickt. Mitten in der grässlichen Naturumwälzung bot er uns das herzerfreuende Schauspiel eines göttlich dahinschreitenden Fauns.

... Wir bogen gerade um eine Ecke. „Halt, Acht geben!" ertönte vorn das Kommando Sibolos. Wir blieben angsterfüllt auf unseren Plätzen und starrten vorwärts in die Finsternis. Nur Lilon, der leichtsinnige Lilon, liess sich nicht halten. Mit Grausen sahn wir, wie er sich im Übermute seiner Stärke an einem Felsenstück emporschwang, wie er am Abhange trotz unserer Warnungsschreie weiterlief, wie er laut lachend an Sibolo vorbeikam. Da ... gerade war er an die verhängnisvolle Ecke gelangt ... Da donnerte eine Feuerlawine bergab. Mit unbeschreiblicher Schnelligkeit, tausend sprühende Feuerzungen voraus, rote und grelle weisse Blitze aus dem stürzenden Gewoge zwischen den Felsblöcken hervorschiessend, glühender Dampf ringsum in Wolken. Im nächsten Augenblick war der

Jüngling Lilon fortgespült. Seine Kleider zischten noch einmal auf, dann war alles im Abgrund verschwunden.
So starb der schöne Jüngling Lilon; verbrannt, erstickt, zerschmettert. —
Wir erreichten, schweissbedeckt und an allen Gliedern zitternd, den „Prince of Callao". Man hatte uns schon sehnsüchtig erwartet. Kaum waren wir an Bord, so dampfte das Schiff los. Wir konnten noch undeutlich bemerken, wie Sibolo ein Pirogue bestieg, das in derselben Bucht an einem versteckten Platze bereit gelegen war, und in entgegengesetzter Richtung davonfuhr. Das Meer ging hoch. Hinter uns schien die Insel Carina in einer gewaltigen Feuergarbe vollständig aufzulodern."

— — — — — — — — — — — — — — —

Matteo schwieg nun.
Dann erst bemerkte er etwas beschämt, dass er bei dieser Erzählung in Aufregung geraten war, zog heftig eine kleine Glaseprouvette mit einer homöopathischen Arznei aus der Tasche und steckte eines der winzigen weissen Kügelchen in den Mund. Hierauf fuhr er fort:
„Lieber Freund! Du möchtest gern mit dem menschlichen Leben Experimente anstellen,

es von Innen aus reformieren. Vorhin hast Du es gesagt. Nun, mein Erlebnis, das ich Dir heute erzählt habe, war ein solches Experiment. Aber wir Menschen können uns selbst nicht ändern, können uns nicht in neue Bahnen stellen. Und bringt uns in einem seltenen Falle eine äussere geheimnisvolle Macht zu einem Experiment, dann haben wohl alle einen Genuss und ein überaus merkwürdiges Schauspiel; nur wir selbst nicht. Ist der unglückliche Lilon nicht an dem Experiment, das Sibolo mit ihm gemacht hat, zu Grunde gegangen? — Ich sage: an diesem Experiment. Denn nur Uneingeweihte werden die Lawine einen Zufall nennen. — Lilon ist tot. Für alle andern Teilnehmer des Ereignisses hingegen war ein Vergnügen mit dem Falle verknüpft. Der alte Chauduval hat sich auf seiner Jacht davongemacht und war gewiss trotz eventueller Gemütswallungen und bei aller Vaterliebe nicht unwillig darüber, seinem langweiligen Exil den Rücken kehren zu dürfen. Nebenbei ist er wohl durch die dreijährige Enthaltsamkeit von seinem Snobismus kuriert und lebt gewiss in diesem Augenblick lustig und genussfähig in Paris. Sibolo, wenn ich ihn noch so nennen darf, der Experimentator,

hat seine wissenschaftliche Neugierde und seinen Sensationshunger für eine Weile gestillt. Claire war eine Viertelstunde lang in den Armen des schönen Jünglings glücklicher als je zuvor. Und ich selbst ... nun ich bin wohl dem Schicksale am meisten verpflichtet. Denn es hat mich aus der Macht dieses Mädchens gerettet, die mich unfehlbar zum unglücklichsten Menschen der Welt gemacht hätte. Du weisst, dass ich mit dem andern Geschlechte — sei es aus Schwäche, sei es aus Vornehmheit — nur unter Qualen und Scham umgehn kann. Nun hatte mich Claire vollständig aus meiner Zurückhaltung gerissen, meine Seele lag ungeschmückt und unbekleidet vor ihren Blicken. Diese Blicke waren liebend. Wie aber, wenn sie sich später einmal in hassende oder gar in gleichgültige umgewandelt hätten! Was wäre dann aus mir geworden! ... Nun dieser Gefahr bin ich mit Hilfe des Schicksals entgangen. Nach dem Vorfall auf Carina begann meine Leidenschaft für Claire zu verblassen, unsere Intimität verschwamm zu Phrasen. Wir haben einander nachher noch jahrelang temperamentvolle Briefe über frei erfundene seelische Erlebnisse geschrieben.

Alles ist für alle ausser Lilon gut abgelaufen. Und eben dieser Lilon hat die Kosten für alles tragen müssen."

Hier endete seine Rede in einen ganz leisen langen Zitterton, der unsagbar traurig und langsam durch das ganze Gemach zog und alles, die Teppiche, die Glaswand, die Kerze, gleichsam mit einem schwarzen Netze zu umspinnen begann. Carus wollte etwas erwidern. Er wollte Trost spenden, mit gewandten Worten die niedergeschlagenen Schlussfolgerungen des Freundes abwehren. — Aber in diesem Augenblick erloschen draussen vor dem Riesenfenster, in weiter Ferne, dort am Saume des Nachthimmels, alle Lichter der Stadt mit einem lautlosen Ruck. Die Schnüre der elektrischen Lampen erloschen an den Brücken und Kais; und alle die beleuchteten Gebäude in den entlegenen Gassen, die versteckten Lichtquellen erloschen auch. Eine entfernte Uhr zeigte bedächtig mit ihrem metallischen Gesang die Mitternacht an. Und nun war eine unendlich müde und resignierte Stimmung über die tiefschattigen ganz leblosen Häusermassen gebreitet. Und auch hier das Zimmer der beiden Freunde, obgleich doch das Licht der Stadt auch vorher nicht heraufgewirkt

hatte, schien nun noch düsterer und betrübter geworden zu sein. Tiefes Schweigen herrschte. Nur der Ton der tiefen Klage, der Ton der tiefen Klage sang und klapperte noch in leiser Regung ruhelos an den Messingscharnieren und Stäben der grossen Glaswand.

Carus war die Kehle wie zugeschnürt. Ihm war mit einem Mal so traurig zu Mute und er konnte nichts erwidern.

Langsam erhob er sich dann nach einer Weile, grüsste den Freund durch eine Handbewegung und entfernte sich lautlos.

Der Hochstapler

Burleske über die moderne Kunst.

Und wieder sassen sie alle im Musiksalon beisammen, die ganze „Friedensgesellschaft". Die alte Frau Meier in Schwarz, die Frau Professor, geb. Meier . . . mit den sherryblonden Haaren, Frau von Hegenberg, die Frau Pastorin und ihre sechzehnjährige Tochter Herta. Kurz alle, die sich für die Aristokratie des Ostseebades *,* hielten und schliesslich auch dafür gehalten wurden. Und da sie miteinander in zwei Villen auf dem Vrittensberge wohnten, den der Herr Professor angekauft hatte, und da sie eine sehr exklusive Gesellschaft bildeten, die sich peinlich gegen alles fremdartige abschloss, und da es schliesslich einem on-dit zufolge auf dem Vrittensberge oft zu heftigen Zankszenen kam, nannte man alle diese Familien zusammen mit Anlehnung an den Namen ihres Herrensitzes . . . „die Friedensgesellschaft".

Und wieder hatte Herr Glädecke vor diesem Publikum einen seiner grossen Triumphe ersungen. Er war Mediziner, wollte aber Opernsänger werden. Jedenfalls war sein Wille

besser als seine Stimme. Und auch von seiner Stimme pflegte er zu sagen, sie sei eigentlich besser, als sie herauskomme. Es fehle ihm eben noch an Technik . . . Die Damen aber waren mit dem, was herauskam, jedenfalls auch zufrieden; sie waren sogar enthusiasmiert, so weit dies ihr Temperament zuliess, und pflegten den jungen Glädecke gelegentlich mit Eugen Gura zu vergleichen. Glädecke sang nämlich auch nur Balladen von Löwe. Den Vergleich mit Gura lehnte er aber stets bescheiden ab und wollte höchstens eine gewisse Ähnlichkeit im Timbre usw. gelten lassen.

Und wieder hatte die alte Frau Meier, kaum waren die Töne des „Archibald Douglas" verklungen, die schon oft erzählte Anekdote von Karl Löwe begonnen. Es war ihre Anekdote. „Ich ging mit dem Meister draussen vor Stettin spazieren. Da in der Gegend um Gotzlow 'rum war's wohl." Hier folgte jedesmal ein längerer historisch - topographischer Exkurs über die rasche Vergrösserung Stettins in den letzten Jahren. „Mit einem Mal, wie wir so über die Wiesen gehn, brüllt da nebenan hinter einem Zaun eine Kuh. Ich sehe sie noch vor mir, wie wenn es heute geschehen

wäre. Sie brüllt also, die Kuh. Und denkt euch nur, was da Löwe zu mir sagt. Meierchen sagt er zu mir und ist ganz ernst und sachlich dabei, hören Sie doch nur, reines Kontra-A! . . ."

Und wieder sass der junge Oesterreicher Carus da, still und elegant in sein Fauteuil geschmiegt, im blauen Cheviotanzug, schlank und mit lieblichen Gedanken: — Ob einer von diesen Menschen weiss, wie süss und unaussprechlich angenehm die Kunst ist. Da sitzen sie nun schon den ganzen Nachmittag in diesem Musiksalon, enthalten sich der gesunden Strandluft und betreiben Kunst, wie man ein Gesellschaftsspiel spielt; halb aus Pflichtgefühl und halb aus Angst vor Einsamkeit. Sie halten die Kunst für etwas, wofür man Zeit und Geld ausgeben muss. Ob einer von ihnen weiss, dass Kunst etwas Schenkendes ist; dass es Geschenke gibt wie Mahlers edle Symphonien, „Opernball" von Heuberger, Knut Hamsun . . . lohnlose Gunstbezeigungen des Schicksals an die Menschheit. Ihnen dies sagen? — nein, es ist ja so belanglos. Und sie würden es auch schwerlich verstehn. Sie würden entgegnen, dass sie ja die Kunst sehr ernst nehmen und ihr zu Liebe sogar auf

einen Spaziergang verzichten. Aber eben das zeigt ja recht eigentlich, dass sie nicht ein Bisserl freudig dabei sind; dass sie arbeiten, statt sich zu erlustigen. Sonst müssten sie eben die Kunst wie das Meer und den Sonnenuntergang und Schlagsahne als Geschenke annehmen, dankbar, gedemütigt sein, nicht stolz und gönnerhaft. Ihnen dies sagen? — nein, sie werden diese Zartheit und Unaufdringlichkeit der modernen Kunst nie in sich haben...

Und wieder baten die Damen Herrn Glädecke um etwas ... nicht so Klassisches, beispielsweise um etwas von Hildach —

Da öffnete sich die Türe des Musiksalons und herein traten ein Herr und eine Dame, auffallende Erscheinungen.

Der Herr, mittelgross, die Oberlippe vom starken schwarzen Schnurrbart umbuscht, banale jüdische Züge, (In Musik gesetzt wären sie ein Gassenhauer) . . . trug einen weissen Strandanzug, einen buntbebänderten Panamahut, nette gelbe Derbystiefelchen.

Die Dame von reizend-molliger Gestalt hatte eine Art von rotem Tea-Gown an, der straff an der Büste lag, in zitternder Bewegung zu den Hüften fiel, von da sich fest anschmiegte und die Bewegungen der Beine deutlich machte.

Ihr Gesicht war matt wie von Schminke, die Gesten heftig.
Der Herr ging sofort nach dem Eintritt auf das Klavier los, kreuzte rücksichtslos den Kurs des anrückenden Tenors, setzte sich nieder und sprach, mehr zu sich als zum Publikum: „Der Glockenchor aus Parzival von Richard Wagner. Das ist jenes Orchesterstück, das den Eintritt des jungen Helden in die Gralsburg begleitet. Dies hier" — er spielte etwas — „bedeutet: Glocken. Dann kommt: Das Mysterium der christlichen Kirche. Das ist so. Dann: Parzivalmotiv. Das Ganze ist eins der vorzüglichsten Werke der modernen Kunst . . . . . Klavierbearbeitung von mir selbst." — Hierauf krachten seine Hände in die Tasten, mit aller Wucht meisselte er in die Klaviatur los, brachte ein rohes Reliefbild des vorgesetzten Tonstückes heraus, schloss endlich mit erhaben-banalen Arpeggien.
„So'n Fatzke" sagte Herr Glädecke.
„Ich glaube, er hat einigemal stark daneben geschlagen" lächelte die Frau Professor.
Und ihre Mama, die alte Frau Meier, entschied: „Wir jehn."
Der junge Österreicher beugte sich aus seinem Fauteuil etwas vor und dachte langsam vor

sich hin: — Nun wiederum habe ich einen Nachmittag und Abend hier verloren. All diese Qualen einer schlechten Kunstübung erdulde ich und lasse mich entkräften. Was ist es denn? Und der blonden Frau zu Liebe, die eben dort gegenüber ihr Köpfchen ins Licht dreht, bin ich wie verzaubert hiergesessen, habe ihre Augen beobachtet, die dunkel sind, ohne dass man mit Beruhigung sagen könnte, sie seien schwarz. Sie schimmern bald blau, bald steingrün oder wie gewölbte Käferflügel, und ihre Pupille ist von der Iris nicht zu unterscheiden . . .

Die ganze Gesellschaft hatte sich erhoben, um das Musikzimmer zu verlassen. Aber ihrer wartete eine grosse Überraschung.

Der fremde Herr war nämlich vorgetreten, in die Mitte des Saales, unter den Lüstre . . . und drehte jetzt mit einem Wupp das elektrische Licht ab. „Trauermarsch von Chopin“ verkündete er aus dem Dunkel heraus, gab nach seiner Gewohnheit einen kurzen Kommentar vorher und spielte los. „Hier die Erlösung!“ schrie er einmal mitten hinein.

Alle waren ganz paff . . . auf ihren Plätzen stehn geblieben und warteten jetzt, bis der Herr mit freundlicher Miene wieder hell machte. Dann aber . . . brach ein lebhafter Beifall los. Man

war von dem neuartigen Effekt angenehm berührt. Schliesslich hatte ja auch jeder ein wenig Angst gehabt, dass dieses Abenteuer weniger ästhetisch ablaufen könnte. Man kehrte nun also wieder zu den bequemen Sitzen auf den rotplüschenen Sofas zurück und schickte Herrn Glädecke als Abordnung zu dem Virtuosen, der sich noch immer in tiefen Verneigungen bog; man bat um eine Zugabe.

„Bitt' sehr, bitt' sehr" rief dieser hocherfreut „ich spiel jetzt etwas aus der neuen lyrischen Oper: Traum, Tod und Mysterium . . . . . von Granichhausen. Das bin ich nämlich selbst. Mein Name ist Hugo von Granichhausen." Hiermit stellte er sich der ganzen Gesellschaft par Distance vor. „Meine Oper wird demnächst an der Berliner Hofoper zur Aufführung gelangen. Mein Freund, der Intendant, hat sie schon fix aufgenommen. Ich singe selbst die Tenorpartie. Und meine Frau Daisy" — hier stellte er die fremde Dame vor — „kreiert die weibliche Hauptrolle." Und sofort füllte sich das Zimmer mit Klavierpassagen und der fast einstündigen Dauer eines Duettes aus der neuen Oper.

Frenetischer Jubel belohnte zum Schluss jeden seiner Schweisstropfen . . . . Er hatte furchtbar geschwitzt.

„Sehn Sie, das ist moderne Kunst“ warf er, als sich der Applaus gelegt hatte, mit einer grossartigen Geste in das Zimmer.
„Moderne Kunst?“ versuchte schüchtern Frau v. Hegenberg „Gegen die haben wir alle eigentlich eine gewisse Abneigung ...“ sich umsehend „... nicht war?“
Da aber begann das Antlitz des Herrn von Granichhausen metallisch zu strahlen. Wie ein Prophet unter Ungläubige trat er in die Mitte des Saales, unter den Lüstre, und mit überirdischer Begeisterung warf er sein seidenes Schnupftuch in die Ecke. „Und sehn Sie, meine verehrten Herren und Damen, gerade der modernen Kunst habe ich mein ganzes Leben geweiht. Ich kultiviere nur moderne Kunst; ich verkehre mit den Spitzen der modernen Bewegung und es ist meine Lebensaufgabe, die Werke dieser Genies ... und meine eigenen zu verbreiten. Ich habe schon vielen die Mysterien der modernen Richtung erschlossen. Fragen Sie einmal den Herzog von Somerset, dessen Gast ich eben durch zwei Monate gewesen bin, ob er nicht anfangs ein Zelot gegen unsere Bestrebungen war und ob ich ihn nicht gründlich bekehrt habe. Ich werde auch Sie bekehren, meine Damen und Herren. Zweifeln Sie nicht

daran. Und wenn Sie jetzt auch noch so viel Abscheu gegen die einzig wahrhafte Kunst hegen . . ."

„O bitte . . . Ihre Oper hat uns ja sehr gefallen" entschuldigte sich die erschrockene Frau von Hegenberg.

„Sehn Sie, das ist schon ein guter Anfang" triumphierte der Apostel mit Glockenstimme.

„Sie haben mit dem Herzog von Somerset verkehrt" mischte sich die alte Frau Meier ins Gespräch.

„Meine Verbindungen in der englischen Hocharistokratie sind sehr zahlreich, da meine Frau aus dieser stammt."

„Und mit dem Intendanten?" sagte Herr Glädecke, dessen gesanglicher Ehrgeiz erwachte . . . . jetzt sehr höflich.

Granichhausen überhörte ihn . . . wie alle Herren in Anwesenheit von Damen. Das war eben seine Art. Er hatte schon mit der jungen Frau Professor ein Gespräch über die moderne Kunst angefangen. — Glädecke hielt sich dafür an Frau von Granichhausen, die ihm kokett zulachte. „Ich bin eine moderne Frau" sagte sie und verschränkte die Arme verführerisch hinter dem Kopf, sich zurücklehnend.

Der junge Österreicher im Fauteuil: Nun haben diese also auch ihre Moderne. Ich könnte sie ja vielleicht aufklären, warnen. Aber ist es nicht eigentlich belanglos? Ausserdem würden sie mich für verrückt halten. Es ist eben eine ganz andere Welt, in der sie leben; andere Bahnen, wenn wir auch in derselben Stube beisammen sitzen. So nah — so fern ... Es ist nicht zu enträtseln. Gott sei mit uns. — Erst spät schied man nach aufgeregten, lustigen Gesprächen von dem fremden Ehepaar. Nicht ohne dass sich zuvor das grosse Ereignis begeben hätte, dass nämlich die alte Frau Meier beide Granichhausens zu einem Souper auf den Vrittensberg einlud.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Carus, der junge Österreicher, brachte zu dem Souper eine schöne Tiffanyvase mit. Mit den Worten: „Küss die Hand, gnädige Frau, ich bringe Ihnen eine Tiffanyvase."
Die Hausfrau, die blonde Frau Professor, entgegnete: „Das sehe ich ja. Was soll ich überdies damit anfangen? Es stehn schon genug Aufsätze auf der Tafel, Und dann, sagen Sie doch nicht immer: Küss die Hand! Das ist nicht landesüblich, Sie wissen es ja."

„Aber dieses Glas ist so schön" sagte er, indem er sich niedersetzte. Er stand überhaupt nicht gerne. Und als bald hierauf Herr von Granichhausen erschien und der Hausfrau einen riesigen Buschen protziger Rosen entgegenschwang, den diese freudig annahm, da kam in Carus' Kopf der zarte und traurige Gedanke: Fein und geistig ist sie nicht, die Blonde. Nein, nein, gewiss nicht und leider hat sie auch wenig Verständnis dafür. Ich fürchte es. Aber ihr Körper ist fein und kultiviert und geistig in jeder Zuckung. Und so ist sie immer von Natur aus liebenswert . . . Es ist Sitte unter deutschen Frauen, ihren Gast zuerst durch die ganze Zimmerflucht durchzujagen, ehe er etwas zu essen bekommt. Und so mussten auch die beiden Granichhausens die Villa Meier besichtigen, was sie unter exstatischen Lobesüberquellungen vornahmen. Unterwegs zog er wie zufällig einige Photographien aus der Rocktasche, Ansichten von skulpturengefüllten Sälen mit Oberlicht und allegorisch vermalten Lunetten. „Ein Museum?" fragte man. — „Nein, nein. Es ist mein Heim in Wien." — „O magnifigne! Sie sammeln wohl?" — „Auch. Das meiste aber ist meine eigene Arbeit." — Da sah man ehr-

fürchtig seine kleinen wohlgepflegten weisshäutigen Hände an.
Inzwischen war die Bowle serviert worden. Man liess sich an der langen Tafel auf der Gartenveranda nieder und begann alsbald das eigentliche Thema der Versammlung zu diskutieren, das Programm des bevorstehenden Wohltätigkeitsfestes, das heuer wie alljährlich den Höhepunkt der Badesaison zu markieren hatte. Also Frau von Hegenberg, die ein deklamatorisches Talent besass, sollte deklamieren. Unter jeder Bedingung sollte sie das tun. Aber was denn eigentlich?
— „O meine Damen und Herren“ federte Granichhausen empor „das ist ja gerade mein Gebiet, meine Domäne sozusagen: Arrangieren und noch dazu etwas Literarisches. Da bin ich ja zu Haus. Ich habe nicht umsonst die elf Scharfrichter in München geleitet und das bedeutendste Buch der letzten Saison geschrieben. Sie kennen doch: Briefe, die ihn nicht erreichten. Es ist anonym erschienen.“ — „Aber es soll doch von einer Dame sein, von einer Baronin“ wagte jemand einzuwenden. — „Ja, es soll.“ Granichhausen lächelte fein und alle verstanden ihn lächelnd. Es herrschte das feinste Einvernehmen. „Dann

auch: Phantasien eines Realisten. Einfach grossartig, in ganz Europa konfisziert. So modern ist es. Mein Pseudonym, nom de plume, ist Lynkeus . . .“

„Sie irren sich mit dem Radetzkymarsch“ warf der Österreicher ohne Anspruch auf Beachtung hinüber.

„ . . . Aber die neue Auflage erscheint schon unter meinem wirklichen Namen.“ Hier zog er das besagte Buch hervor, auf dessen Leinwandeinband grosse Goldbuchstaben eingepresst waren: Granichhausens sämtliche Werke. Vol. XV. — „Also, wertgeschätztes Komitee, ich stelle mich Ihnen gern zur Verfügung“ schloss er seine Rede.

„Sie können sich natürlich als kooptiert betrachten. Sie sowie Ihre gnädige Frau Gemahlin,“ rief der Hausherr. Granichhausen nahm dankend an. Man brachte Champagner, um das Ereignis zu feiern. Der Herr Professor aber beschäftigte sich von nun an mit nichts anderem als damit, die Züge des illustren Gastes in einem Porträt festzuhalten. Er gehörte zur Gruppe jener harmlosen humorvollen Dilettanten, die bei Tisch stets einen Nebensitzenden (pst! im Vertrauen) um einen Fetzen Papier und einen Bleistift bitten, dann

zu konterfeien bəginnen, eifrig, heimlich, ohne dass das Modell es ahnt, mit Ausdrücken des Unwillens; Er hält aber gar nicht still! So ein Quecksilber! Nein, wenn er doch endlich zu reden aufhörte! Das Profil, das Profil her! Bitte, Herr A., reden Sie ihn doch 'mal an, damit er sich zur Seite dreht! — und die schliesslich ausnahmslos nach harter, stundenlanger Arbeit ihre Skizze zerknittern und unter den Tisch werfen: Verpatzt!

Inzwischen bildete Frau Daisy von Granichhausen den Mittelpunkt der eingeladenen Herren. Auch Glädecke, der sonst mit Herta zu schäkern pflegte, hatte heute nur noch Augen für die ostensibleren Reize der Fremden, die sich so pschütt und emanzipiert gab. Ja die war wirklich der Idealtypus einer Salonnière, lustig, frei und g'scheit.... Die Stimmung lockerte sich immer mehr, wurde übermütig. Schliesslich machte jemand den Vorschlag, eine kleine Maskerade zu veranstalten, die Damen sollten Herrenkleider anlegen und es sollte überhaupt lustig sein. Alle stimmten zu und wurden atemlos vor Eifer. In dem tumultuösen Aufbruch, der jetzt entstand, fand Daisy Zeit, ihrem Mann ins Ohr zu flüstern: „Du pass 'mal auf den Ruhigen auf, auf den

Herrn Carus! Weisst Du, was er mir grade vorhin gesagt hat. Sie Daisy aus der englischen Aristokratie, hat er g'sagt, ich kenn Ihnen aber aus Nellys Maxim in Prag —"

Nach einer Weile kehrten die Damen in Hosen zurück. Es war wirklich niedlich! . . . Man ordnete sich paarweise zu einer Polonaise, stieg dann im Scheine der Lampions von der Veranda herab und als eine bunte schwatzhafte bewegte Schlangenlinie verlor man sich in den Gebüschen des grün-dunklen Gartens. Allmählich löste sich die Ordnung wieder. Zwei und zwei entfernten sich aus dem Lichte. Von ferne aus der Villa klang der lustige Marsch nur noch zusammenhanglos.

„Einen schönen Park besitzen Sie da, gnädige Frau," flüsterte von Granichhausen der blonden Frau Professor zu und er betonte es wie eine Liebeserklärung.

„Gefällt er Ihnen? O ich biete Ihnen gern einige Zimmer in unserer Villa an, falls Sie vorlieb nehmen wollen. Es sind eben ländliche Verhältnisse . . ."

„Meine Gartenanlagen in Algier sollten Sie einmal sehn!"

„Ja gewiss sind die viel grossartiger. Aber hier in unserm Bade muss man sich be-

scheiden. Und bei den Hotels würden Sie gar keine Anlagen finden."
„O wie gütig Sie sind, gnädige Frau. Sie kennen meine Seele. Ich bin wirklich so eine Poetennatur, dass ich ohne Blumen gar nicht leben könnte. — Aber wie sollte ich mich revanchieren, wenn ich Ihre Einladung annehme?"
„Ganz überflüssig."
„Gnädige Frau sind entzückend. Ich küss d' Hand . . ."
Und sie errötete und liess sich in nicht landesüblicher Weise die Hand küssen.
„O ich kann mich doch revanchieren, liebe gnädige Frau." Granichhausen behielt ihre Hand und sprach dicht an ihrer Wange. „Ich werde Sie vor einer grossen Gefahr behüten. Ja, ja, das ahnten Sie nicht, nicht wahr, meine Liebe?"
„ . . . vor einer Gefahr behüten."
„Erschrecken Sie nicht! Ich bin eben noch zur rechten Zeit gekommen. Es kann Ihnen nichts geschehn, nicht das Geringste. — Aber denken Sie nur, dieses Gigerl, dieser ruhige Mensch, der da immer in Ihrer Gesellschaft herumsitzt . . . . wo ist er denn jetzt? . . . . Aha, er ist schon weggelaufen; er ahnt, dass

man ihm auf den Fersen ist!“ (Der Österreicher hatte wirklich vor dieser Barbarei die Flucht ergriffen.) „Das ist sehr verdächtig. Sie müssen nämlich wissen, gnä' Frau, dass ich jahrelang das Ostende von London studiert habe und dass ich mich unter diesen kessen Jungens, unter den Hochstaplern, fein auskenne. Kurz und gut . . . dieses Gigerl hat mir ein Zeichen gegeben, ein gewisses Erkennungszeichen . . .“

„Entsetzlich!“

„Ich will ja absolut nicht verdächtigen. Es kann auch ein Zufall gewesen sein. Immerhin möchte ich Sie bitten . . .“

„Nein wie Sie mich erschreckt haben!“

„. . . auf der Hut zu sein, liebste gnädigste Frau.“

„Fühlen Sie, wie mein Herz klopft!“

— — — — — — — — — — — — — — —

„O Du Süsse, Du Einzige.“

— — In diesem Augenblick störte sie der Herr Professor, der diesmal ausnahmsweise mit seiner Skizze doch zufrieden war. „Sie malen also auch,“ sagte Granichhausen sehr kühl, „das interessiert mich aber faktisch. Ich leite nämlich unter dem Namen Meier-Graefe die Maison moderne in Paris, rue

Pergolèse 26, und zeichne als „Fidus", Sie kennen ihn doch, für die „Jugend".

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In wenigen Tagen war das ganze Seebad verückt.

Granichhausen hin, Granichhausen her, man sprach von nichts mehr als von diesem magnifiquen vielseitigen Ehepaar. Sie standen im Mittelpunkt des Badelebens, der modernen Richtung, die alle Köpfe erfasst hatte. Die „Friedensgesellschaft" besonders propagierte den neuen Kult, verlangte moderne Musik von der Kurkapelle, moderne Bücher in den Buchhandlungen, moderne Koiffüren von den Friseurinnen, moderne Reformkleider in den Konfektionsgeschäften, Orchideen in den Park, Schnörkel an die Firmatafeln, die „Asiette au beurre" ins Lesezimmer. Mit Jubel wurde ein Stich nach Defregger aus dem Musiksalon entfernt und die Reproduktion eines Granichhausenschen Bildes „Im Spiele der Wellen" hinplaziert. Der Leihbibliothekar konnte nicht genug alte vergessener Schmöker aus seinen Schubladen herauskramen, die er dann seinen Kunden als neueste Erscheinungen verschleisste.

Was leistete aber der Führer nicht auch alles

seinen Anhängern! Dem Löwe-Sänger versprach er seine Protektion in Berlin; der Frau von Hegenberg, die sich nebst dem deklamatorischen auch als dichterisches Talent entpuppte, bei einigen Verlegern; dem Professor beim Unterrichtsministerium. Die alte Frau Meier entzückte er durch die Chronique scandaleuse europäischer Fürstenhöfe, die junge Frau Meier entzückte er ebenfalls . . . aber in anderer Weise. Dem Badedirektor stellte er ein neues Strafgesetzbuch in Aussicht, dem Stadtrat einen Sturz des herrschenden Regierungssystems, allen ein noch nie dagewesenes Konzert. Was wollte man mehr! Konnte es Wunder nehmen, dass der Vorschlag einiger Naseweise, seinen Zunamen in „Münchhausen" zu verändern, als unziemlicher Scherz von allen entrüstet abgewiesen wurde! Die Damen hätten beinahe Lynchjustiz an den Verrätern geübt.

Denn die Damen . . . . ja die waren ganz besonders Feuer und Flamme für Granichhausen und die moderne Kunst. In möglichst unversöhnliche Farben gekleidet — dies war nach dem Ausspruche des Meisters nouveau style —, die Haare à la Mérode über die Ohren gestrichen, in Reformkostümen (darunter natürlich geschnürt!), Revuen in den Händen, geometrische

Ohrgehänge und Brochen als Schmuck ... so bildeten sie seine Leibgarde, die Revolutionsarmee. Er wusste sie aber auch zu behandeln. Wie alle Männer, die Erfolg bei anständigen und unanständigen Frauen haben, erzielte er dies durch eine eigenartige Durchdringung, Diffusion der beiden Verkehre. Indem er nämlich die anständigen Frauen teilweise wie unanständige und die unanständigen teilweise wie anständige behandelte, eroberte er alle unfehlbar. Sie drängten sich an ihn und brachten ihn dadurch in immer lockendere Beleuchtung. Und der nächste Eifersuchts-Skandal, der auf dem Vrittensberg zwischen Frau Meier und Frau v. Hegenberg ausbrach, soll sich ausnahmsweise nicht um Ehemänner sondern um den fremden Chevalier gedreht haben.

Inzwischen liebten die jungen Männer des Bades Frau Daisy ... aber nur ganz platonisch. „Denn“ wie Herr Glädecke erklärte „sie ist das reinste Weib auf der Erde und lebt mit ihrem Manne ideal. Wenn man sie besucht, so trifft man sie immer bei Zeitschriften und Photographien und Büchern. Er liest ihr vor und zeigt ihr Bilder nnd ich glaube, es ist die Bibel.“

Die Aufregung stieg, je näher man dem grossen Wohltätigkeitskonzert kam. Auf der ersten

Probe hielt Granichhausen eine geläufige Rede: „Meine Damen und Herren! Ich bin ein Zyniker. Ja das bin ich. Sie wissen doch, jeder Zyniker ist ein gefallener Idealist. Aber der Pöbel versteht das natürlich nie. Odi profanum volgus. Ich sehe es ja kommen. Die Leute werden mich in der Luft zerfetzen. Sie werden vor Verwunderung kopfstehn, ja noch mehr sie werden sich nach der andern Seite überschlagen vor Verwunderung, sie müssen Purzelbäume schlagen, mehrere Purzelbäume, ganze Serien von Purzelbäumen, ikarische Spiele müssen sie aufführen. Aber wir werden trotzdem siegen! Wir sind die Jugend und die Stärke und die Schönheit. Wir wollen nicht weichen und bis aufs Blut kämpfen, zur grösseren Ehre der modernen, der einzigen Kunst!" — Hierauf strich er alles, was die biedern Arrangeure seit langen Jahren traditionsmässig auf dem Programm hielten, das ach! so schalkhafte Singspiel: Kurmärker und Pikarde, die lebenden Bilder, den Blumenreigen u. s. f. „Das muss anders werden! Als erste Nummer singt meine Frau einige Brettlieder, von mir verfasst und komponiert" ... Sie stieg aufs Podium, stellte sich in freche Grätschstellung und erzählte eine Anekdote mit Klavierbegleitung: „Ein Kind geht

mit seiner Grossmutter in den Wald. Da sagt das Kind: Grossmutter, hopse doch einmal! Und die Grossmutter, hopste. Dann gingen sie weiter. — Und nach einer Weile sagte das Kind wieder: Grossmutter, hopse doch einmal! Und die gute Grossmutter hopste ein zweites Mal. Und dann gingen sie weiter. — Nach einer Weile . . . sagte das Kind zum dritten Mal: Grossmutter, hopse doch einmal. Da kam ein fremder Mann des Weges und sprach zu dem Kinde: Aber Kind, wie kannst Du nur so gottlos sein und Deine Grossmama hopsen lassen? Da weinte das Kind und schrie:

Das ist meine Grossmutter,
Das ist meine Grossmutter,
Die darf ich hopsen lassen, soviel ich will!
Das ist meine Grossmut . . . . . ."

In diesem Augenblick, während Frau Daisy noch in der Wiederholung des sinnigen Refrains gestikulierte, erhob sich mit einemmal der Herr Pastor, die Frau Pastor, die ganze Pastorenfamilie . . . und der Herr Pastor legte energisch Verwahrung gegen solchen Unfug ein. Mit aller Entschiedenheit tat er dies. Aber da war er an den Unrechten gekommen. Granichhausen sprang aufs Podium neben seine

Frau und schrie den alten Mann an: wofür er ihn denn eigentlich halte, er sei ein Künstler und ebenso seine Frau, und man dürfe nicht den gewöhnlichen Massstab an sie anlegen. Aber das Fest werde doch zu Gunsten der Diakonissenstation veranstaltet, entgegnete der Pastor. „Ha, so wird die Moral missbraucht" schrie jetzt der beleidigte Künstler noch ärger und seine Frau sekundierte. „So wird jeder Fortschritt der Kultur hintangehalten! Die Prüderie und die Heuchelei herrscht, das Schöne und Gute wird unterdrückt! Lex Heinze! Duckmäuser! Schwarze Reaktion! Keine freie Regung in der Brust." Das ganze Komitee und die Badedirektion und die Mitwirkenden nahmen seine Partei. Der Pastor ergriff die Flucht. Lauter Jubel und Händeklatschen erfüllte den Saal. Jetzt hatte der neue Kult seine Feuertaufe bestanden. Von nun an zählte er auch Heroen in seiner Mitte, unschuldig Verfolgte, für die Wahrheit Blutende, Märtyrer. — — — — — — — —

„Warum tun Sie das alles?" fragte einmal der junge Österreicher, dem bei diesem Treiben fast das Herz brach, den Herrn von Granichhausen.

„Aber was denn? Was wollen Sie von mir?"

„Sie haben ein Verbrechen am heiligen Geiste begangen“ erwiderte jener schmerzlich, „Sie haben arglosen Leuten ein Zerrbild der süssesten Genüsse vorgeführt. Das, was ebenso schlecht ist wie Kulturlosigkeit, haben Sie an Stelle eben dieser bodenständigen Kulturlosigkeit gesetzt, reden nun von Fortschritt und behindern den wirklichen Fortschritt vielleicht für immer. Wie konnten Sie das über sich bringen ... in einem Lande, das so furchtbar unter der Unkunst, unter der befohlenen Hochrenaissance leidet! Wie konnten Sie das über sich bringen, da es doch wirklich und ohne jede Phrase eine moderne südliche Kunst in deutscher Sprache gibt, neue Gewalten und Trost des Daseins, die Dichter in Wien und in München, unter Tränen angebetete Gehirne, den Gott Gustav Mahler, unglaublich herrliche Meister voll Glut und Milde und Wissen!“

„Na jeder hat eben seinen eigenen Geschmack. Na sehn Sie! Das geben Sie doch zu!“

„Und dieses Weib, das Sie aushält, indem Sie sich im Evakostüm als „bonté“ oder „sincerité“ für die Etudes académiques, revue bi-mensuelle, abknipsen lässt, diese ausgediente Chansonette geben Sie für Ihre Frau und für den Typus der modernen Frau überhaupt aus, für das

Lieblichste und Feinste, was unsere Kunst erdacht hat und in das Leben zaghaft einführt. Und alle Ihre sonstigen Flunkereien . . .“

„Bitte, warum sagen Sie das nicht öffentlich? Stellen Sie mich doch öffentlich bloss!“

„Mit persönlichen Dingen gebe ich mich nicht ab. Ich bin auch nicht so eifersüchtig. Obgleich ich wohl weiss, dass aus Ihren neuen Appartements in der Villa des Herrn Professor eine Tapetentür in das Boudoir der schönen blonden Hausfrau führt. — Ausserdem würde man mir kaum glauben. Ich kann nicht Witze machen und leider auch nicht mit Überzeugung reden. Man hält mich für verrückt und zeigt mir besonders in der letzten Zeit ein wachsendes Misstraun . . .“

„Ein Misstraun? Wirklich, tut man das?“

„Ja man passt auf mich auf und behandelt mich überhaupt wie einen Verdächtigen . . .“

„Ah! —“

„Man lässt mich nicht allein in einem Zimmer. Man spioniert in meinen Briefen . . .“

„O, Herr Carus, da machen Sie sich nichts draus! Das werde ich Ihnen sofortemang erklären.“ Granichhausen schien mit einem Male in die beste Laune zu kommen. „Ich habe Sie nämlich verdächtigt. Ja ich habe

es getan, mein lieber Herr Carus. Ich habe Sie als Hochstapler verdächtigt. — Das ist nämlich eine alte Praktik von mir. Um das Vertraun und das Ansehn, in dem ich in einer Gesellschaft stehe, zu erproben, suche ich mir den Dümmsten und Harmlosesten aus dieser Gesellschaft aus und dichte ihm irgend etwas an. Gelingt dies und wird alles geglaubt, dann sehe ich mich auf der Höhe meines Ruhmes, dann kann es mir nicht mehr besser gehn. Und als Lebenskünstler ziehe ich dann den Additionsstrich, bedenke, dass ich mich prachtvoll amüsiert habe, und reise ab . . . Auf Ihre Mitteilungen hin reise ich morgen ab. Sie sehn, ich bin ein wirklicher Lebenskünstler."

Aber auch so aufdringlich und trivial wie in allem, dachte Carus. Und er sagte: „Sie brauchen durchaus keine Angst vor mir zu haben! Bleiben Sie ruhig hier! Bessern Sie sich und wirken Sie zum Vorteil dieser unglücklichen Menschen!"

„Aber, Teuerster, die Welt will betrogen sein. Also werde sie betrogen!"

„Sie will aber gar nicht betrogen sein."

„Also werde sie erst recht betrogen!" erklärte Granichhausen unerschüttert.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und das Konzert, vor dem dieses Gespräch stattgefunden hatte, verlief glänzend.

Und am nächsten Tage reiste das Ehepaar Granichhausen unter grossem Abschiedsschmerz des ganzen Seebades, unter hysterischen Anfällen einer Dame und unter Triumphpforten ab.

Und wieder sass nach einiger Zeit die ganze Gesellschaft wie alltäglich im Musiksalon beisammen und hörte den „Archibald Douglas" mit der anschliessenden Anekdote der alten Frau Meier. —

„Was mag wohl unser lieber Granichhausen machen!" sagte jemand. Eine lange Stille entstand und viele Gedanken schweiften gemeinsam aus dem Musiksalon an der Ostsee fernhin zu dem charmanten Künstler und zu seiner edlen Frau, fernhin, fernhin. — Mit einem Male redete eine Naive: „Ich habe ihm nach Berlin geschrieben, Pension Daheim. Aber die Br... der Brief ist als unbestellbar zurückgekommen."

Ein allgemeines Erstaunen zeigte sich in schnellen Gebärden und Ausrufen.

„Und meine sind von Madrid zurückgekommen."

— „Meine von Paris.“ — „Von Nizza.“ — „Von Interlaken.„ — „Mir hat er eingeredet, er führe nach Alexandria . . . auf der Hochzeitsreise.“ — „Und die meinen von Wien.“ —
„Er war ja so . . . a rechter Weaner. Ihr Landsmann war er doch, Herr Carus! Sie können stolz auf ihn sein.“
Aller Groll und Hass wendet sich jetzt plötzlich gegen den jungen Österreicher, der still in sein Fauteuil gelehnt dasitzt. Er denkt: Nein, nein. Ein Wiener war der gewiss nicht. Einmal hat er sich über die Norddeutschen moquiert und gehässig gegen sie geredet. Einem rechten Wiener aber erscheint alles schön in seiner Art. Er hat an allem, was ist, gemütlichen Genuss.
„Und auf die ganze moderne Kunst, überhaupt und so, ... können Sie stolz sein. Sie schwärmen ja auch immer für Reform und alle so was. Nee, dat is fauler Zauber, Männecken. Und was Sie sind, das wissen wir auch schon, überhaupt und so . . . . Sie Hochstapler!“
Der junge Österreicher, schlank, elegant im blauen Cheviotanzug, erhob sich diesmal doch und sagte mit seiner dunkeln langsamen zärtlichen Stimme: „Uns können Sie alle doch

nichts anhaben! Wir hinter unsern schwarzgelben Pfählen haben doch die schönsten Frauen, die besten Mehlspeisen, Modeschneider, Walzer, Kaffeehäuser, Tanzlehrer, Fiaker und Künstler. Wir sind die Franzosen unter den Deutschen. Und ewig wird man wissen, dass wir auf der Weltausstellung von St. Louis die einzig schöne Pavillonarchitektur geboten haben. — Ja und sehn Sie, alle Barbaren, wenn sie auch selbst nichts Schönes empfinden und erschaffen, fügen sich harmonisch in unsere liebliche Welt. So wie sie sind und in krausen Ereignissen durcheinander wimmeln, geniessen wir sie alle als künstlerische Figuren. Und dagegen können sie sich auf keine Art wehren.“

Die Stadt der Mittellosen

Nein wirklich, so wie in diesem Sommer ... so ist es mir noch niemals ergangen.

Wo pflegte ich sonst um diese Zeit zu sein? ... In den Bergen auf Gletscherwanderungen oder am Strande des Meeres. Niemals verspürte ich die Widrigkeiten der Jahreszeit, meine Haut lebte in erträglichen Temperaturen und bräunte sich nur ein wenig durch wohlmeinende Sonnenbestrahlung, einige Monate lang tat ich nichts, was mein Wohlbefinden und meine Gesundheit nicht ausdrücklich gefördert hätte. Es gibt da gewisse Gegenden auf der Welt, Landstriche und Städtchen, die eigens für die mächtigen und reichen Leute zum Zwecke der Erfrischung und Belebung hergerichtet sind; Kurorte, diese Luxusartikel der Geographie. Dort ist man wirklich im Stand, lange Zeit hindurch nichts zu arbeiten, buchstäblich gar nichts zu leisten, nur Freuden und Förderungen zu geniessen; in welcher Richtung man sogar von den hohen Behörden amtlich unterstützt wird ... Nun gut, auch ich war seit meiner Kindheit einer von den Glücklichen, die wäh-

rend des ganzen Sommers die Grossstädte meiden.
Aber heuer sitze ich fest; Herrgott, ich denke gar nicht an Eisenbahnbillets und Kofferpacken! . . .
Der Frühling ist recht ungünstig für mich gewesen. Meine Eltern sind gestorben und es hat sich herausgestellt, dass ich, ihr einziger Sohn, spasshafterweise gar nicht weniger erbe, als wenn wir dreissig Geschwister wären. Nämlich überhaupt gar nichts bleibt mir, so tief sind wir in der letzten Zeit heruntergekommen . . . Es waren traurige Zeiten, die ich da erlebt habe, ein langsamer geschäftlicher Verfall, die Kämpfe und Sorgen der Eltern und dann noch gar ihr ruhmloser hässlicher Tod.
Es waren traurige Zeiten . . . Wenn aber die Macht, die dies alles und unser aller Schicksale leitet, wenn diese Macht oder dieser Gott sich einbildet, er könne durch alle diese Jämmerlichkeiten, durch diese geschickte Gruppierung und Kombination von Unglück mich aufwiegeln und mit der Welt-Ordnung unzufrieden machen; so irrt sich dieser Gott oder diese Macht . . . Ich bin immer noch kein Verächter und Revolutionär geworden,

keiner von diesen unverständigen Leuten, die grollen und Waffen zücken und aufgeregte Pläne schmieden, die sich nie mit dem Gegenwärtigen einverstanden erklären .. Ich kämpfe nicht . . . Denn das eine weiss ich, dass Erkämpftes und Abgetrotztes nach Schweiss riecht; dass das Leben willig und leicht hergeben muss, wenn seine Gaben geniessbar sein sollen, und dass überhaupt „gegen-das-Leben-kämpfen" schon soviel heisst wie „unterliegen." Hier siegt nur der, der nicht zu kämpfen braucht.

Gib nach, gib Dich den Dingen hin, verachte nie, streite nie, bejahe . . . das sind immer noch meine Fundamente.

Und in zärtlicher Kampflosigkeit, weich in Ruhe und Abwarten, lebe ich auch noch weiterhin, trotz aller Schicksalsschläge dem Schicksal zugetan . . .

„Gehen Sie doch zu Herrn Matteo oder noch besser zu Ihrem Cousin Goldner, das waren die Freunde Ihres Vaters, ja das waren die, für die er sich aufgeopfert hat. Gewiss finden Sie dort hilfreiche Hand, man wird Sie unterstützen, man wird Ihnen Mittel zur Vollendung Ihrer juristischen und technischen Studien vorstrecken." So hörte ich früh und spät die Leute um mich raten.

Ich liess sie reden . . . Und wie froh bin ich jetzt, dass ich diesen hässlichen Besuchen und Kämpfen und Anflehungen fern geblieben bin. Ja, Goldner und Matteo, die haben doch anderes zu tun, als gutwillig Schicksalssterne meiner Wenigkeit zu werden. Ich hätte mich vor Ihnen entrüsten, Ihnen lästig fallen müssen; diese „hilfreichen Hände“ hätte ich nur unter heftigen Anstrengungen aus den Taschen gezerrt . . . Ganz recht so, Sie sind vollständig im Recht damit; ich bin der letzte, der es Ihnen übelnimmt, dass Sie sogar das Begräbnis meines Vaters geschwänzt haben. Sie sollen geniessen und im Glücke leben, wie es Ihnen zugeteilt ist.

Und ist es schliesslich ohne sie nicht auch ganz gut gegangen!

Ich bin jetzt wieder ganz hübsch obenauf, ich habe einen Posten, ein Heim und ich habe eine wunderschöne Geliebte.

Da kam zuerst Herr Jerrybone. Herr Jerrybone ist Erfinder, er hat Ideen für alle möglichen Luxusartikel und technischen Verbesserungen, er ist geradezu ein europäischer Eddison . . . Nur den kleinen Haken gibt es dabei, dass er seine Erfindungen nicht selbstständig ausrechnen und zeichnen kann. Er

braucht immer noch, wie hiess es doch in der Annonce? . . ., eine technische Hilfskraft. Bravo, dachte ich damals, da werde ich mich anmelden. Und noch an demselben Abend schlief ich in einem reizenden Zimmer, im zweiten Stock eines herrlichen Neubaus an der Hauptstrasse; das Zimmer ist freilich ein Hofzimmer, die Aussicht geht auf ein paar ganz alte, verfallene Häuslein, Wohnungen armer Leute.
Herr Jerrybone ist nämlich mit seinem Sohne in die Sommerfrische gefahren und hat mich in seiner Wohnung allein zurückgelassen. Da sitze ich nun tagaus tagein in dem reizenden Hofzimmer, zirkle und messe und überlege; denn es gibt allerdings noch genug Dinge zu überlegen an den ingeniösen Einfällen meines Beschützers und oft scheint es mir, als sei ich der eigentliche Schöpfer und Erfinder. Aber ich hasche nicht nach Geld und Ruhm. Wann bliebe mir da Zeit, mich des Gegenwärtigen in Musse zu vergnügen . . . Überdies hat ja Jerrybone versprochen, für meine Zukunft zu sorgen, wenn ich nur recht tüchtig und selbstlos diese paar Ideen für ihn ausarbeite.
Ich finde, dass es mit mir gar wohl bestellt ist. Ich lebe sorglos, früh erwache ich recht

heiter zu meiner Arbeit, dann bin ich beschäftigt, ich bin nach Belieben auch unbeschäftigt; wenn es mir passt, ziehe ich die Roleaux auf oder zu, ganz nach Belieben, oder ich kann auch ganz ruhig in den blauen Himmel über den alten Schindeldächern starren, nebenan habe ich ein wohltätiges Badezimmer, eine Bibliothek von unübersehbarer Ausdehnung, für ein Abonnement im nächsten Restaurant ist gleichfalls gesorgt. Ich ziehe die Schlüssel ab, wie ein Herr der ganzen grossen Wohnung, ich werfe hie und da einen beaufsichtigenden Blick auf die Zimmermaler, die in den Vorderzimmern arbeiten. Brauche ich irgend etwas, etwa einen Gang oder eine Besorgung, so klingle ich und das gesamte Personal aus dem riesigen Geschäft im Parterre und im ersten Stock steht mir zur Verfügung. Man kommt und fragt höflich: Was wünschen Sie?
Einmal kam auch Ruschena.
Sie gefiel mir ausserordentlich, die schweren blonden Haare waren zu einem dicken Kranze getürmt und drückten ihr ordentlich den Kopf, sie musste ihn unter dieser Last abwechselnd ein wenig auf die rechte oder auf die linke Seite legen.
„Ich brauche einen Kopierstift, Fräulein; dann

zwanzig Spannägel und eine neue Reissfeder."
Sie wandte sich zur Türe. „Bitte schön, die Geschäfte sind aber schon gesperrt."
„So."
„Ja, es ist schon spät. Wir sperren gerade auch."
„So, Sie sperren gerade auch" sagte ich und sah sie dabei unverwandt an.
Sie öffnete die Türe, blieb aber auf demselben Fleck stehn.
Plötzlich lächelte sie, ganz beherrscht von ihrem Einfall, wie es mir schien. „Da haben Sie meinen Stift, Herr Carus. Vielleicht hilft Ihnen der bis morgen aus."
Man kann garnicht beschreiben, welch ein tiefes Gefühl von Dankbarkeit ich bei diesen Worten empfand. Ich kam hinter meinem Zeichentisch hervor und nahm den Kopierstift aus ihrer Hand. Ich zitterte dabei. Nein, wie liebenswürdig und freundlich mir dieses Mädchen entgegenkam.
„Danke schön" sagte ich dann.
Sie wünschte mir einen guten Abend und ging hinaus.
Die ganze folgende Nacht kam mir dieser winzige Vorfall nicht aus dem Kopf, ich konnte garnicht einschlafen. Es war ja keine über-

schwängliche Gnade, die sie mir erwiesen hatte. überlegte ich . . . aber ebensogut hätte sie ja auch weggehen können, ohne mir ihren Stift zu schenken. Das stellte ich unwiederleglich fest: Ebensogut hätte sie auch weggehen können . . . An den nächsten Tagen geschah dann noch eine Merkwürdigkeit, so oft ich nämlich klingelte, kam Ruschena und kein anderes Ladenmädchen als Ruschena herauf. Sie kam und war auch immer wunderbar nett angezogen, wir redeten von dem und jenem, ehe sie wieder ging. Ich war in sie verliebt, nun ja, das war nun einmal so gekommen. Aber ich bewarb mich nicht um sie, ich kämpfte nicht um ihre Gunst, davon halte ich mich eben immer zurück . . . Und einmal setzte sie sich auch auf das Kanapee zu mir; sie erlaubte, dass ich einige blonde Haare von ihrem Nacken aus zur Frisur hinaufstrich, dass ich diesen Nacken, dessen glanzloses Weiss sich reizvoll unter der gelblichen Beschattung der Haare verlor, bewunderte und berührte, und dann fiel sie mir an das Gesicht, warm, atmend, jung, ja in der ganzen segensreichen Pracht ihrer Jugend.

* * *

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Nun machen wir jeden Abend, wenn das Geschäft gesperrt ist, einen kleinen Spaziergang mit einander, und jeden Sonntag Nachmittag einen grossen.

An den Wochentagen bleiben wir natürlich iu der Stadt. Sontags aber sind die Anhöhen draussen unser Ziel, das wir erreichen . . .

Es ist jetzt nur wenig Leben in der Stadt. Vor allem fehlt es an geputzten vornehmen Damen auf dem Korso, an jungen Lebemännern englischen Stiles; nur mittellose Leute und notgedrungene Geschäftsherren sieht man da, die sich wortlos und lechzend an den Häusern vorbei drücken, auf dem blaugrauen schmalen Schatten. Die gelbe Sonnenglut und der Staub stehn wie Wände aufrecht in den Gassen, man muss sich im Schweisse seines Leibes hindurcharbeiten . . .

„Die Stadt im Sommer“ sage ich zu Ruschena „das ist die Stadt der Mittellosen“.

„No ja, wer sichs bieten kann, der zieht halt aufs Land“ erwieder sie und seufzt.

„Aber deshalb wollen wir nicht seufzen, Mäderl. Was? . . . Die Stadt gehört jetzt uns; und ist es nicht ganz schön so? Ist es nicht lustig,

zu beachten, wie sich alles verändert hat, wie uns die Reichen hier gleichsam alles Leben überlassen haben . . . Die Gardinen in den feinen Wohnungen sind herabgelassen, rosa, gelb, weiss, in langen Reihen. Und je mehr wir uns aus dem Viertel der engen Gassen den Hauptstrassen nähern, desto zahlreicher werden diese toten Fenster. Siehst Du? . . . Und sieh nur die Plakate an den Strassenecken, lauter Vergnügungen für uns Volk, statt der Bälle Tänze in Wirtsstuben und Dampferausflüge, statt der Theater und Konzerte laden Vorstadtbühnen ein . . . Ich habe gehört, dass die wahnsinnig teuren Weinstuben gesperrt haben. Die Zahl der Fiaker auf den Standplätzen nimmt ab, die Salonwagen der elektrischen Bahn stehn in den Remisen, die Demonstrationen hören ganz auf, sogar die Zeitungen sind dünner. Alles ist um einen Grad geringer als in den andern Jahreszeiten, in der Stadt der Reichen."

„Du findest das richtig. Nein, ich verstehe dich wohl nicht recht. Du billigst das also, dass wir uns mit lauter schlechteren Dingen begnügen müssen."

„Ja natürlich finde ich das ganz in der Ordnung."

„Dass man z. B. hier das Pflaster aufreisst und uns diesen schrecklichen Dampf von Asphalt vorsetzt, damit nur alles wieder hübsch in Ordnung ist, bis die andern wieder nach Hause kommen.“

„Das kann garnicht anders sein, mein armes Mäderl. Das sind doch die Herren und wir Untergebene, so ist es nun einmal zugeteilt. Und wir wären sehr unklug, wenn wir uns gegen die mächtige Last des Bestehenden auflehnten. Wie könnten wir denn da der Gegenwart froh werden! Alle die Zeit, die wir mit Kämpfen und Revoltieren zubringen, ginge uns doch inzwischen verloren . . . Freilich, vieles um uns ist ganz verteufelt schlau eingerichtet, um uns zu reizen, um unsere Leidenschaften mobil zu machen. Aber dazu dürfen wir uns eben auf keinen Fall verlocken lassen. Das ist der Kernpunkt, wie ich fühle. Wir dürfen uns nicht zur Unzufriedenheit verlocken lassen, und solange wir das Gegebene geniessen, sind wir im Grunde nicht schlimmer daran als die andern ... Können wir uns denn nicht wirklich freun, dass uns die Reichen für diese zwei Monate des Hochsommers die ganze Stadt und alle Güter darin überlassen, wenn auch ein wenig verändert, und dass wir gleichsam ihre

zeitweiligen Stellvertreter bei all dem Leben werden, die Verwalter ihrer Schätze."
„Wie sagst du: Stellvertreter?" Sie erschrak förmlich „Und: zeitweilige?"
„Nun ja, ist es etwa nicht so?" . . .
Mit solchen Gesprächen waren wir am Fusse der Anhöhe angelangt, draussen vor der Stadt.
„Sieh nur mal, sogar den Elevator haben sie eingestellt" rief Ruschena.
Und so war es auch . . . Sonst konnte man durch das eiserne blinkende Gerüst da kerzengrad in die Höhe gehoben werden, in einem höchst eleganten Fahrstuhl, von der obersten Plattform des Gerüstes, die man blitzschnell erflog, führte dann noch die kleine Brücke auf die Anhöhe selbst; genau so wie Katharinahissen in Stockholm . . . Jetzt war der Betrieb eingestellt, es hätte sich nicht rentiert, die wenigen Plebejer hinaufzubefördern. Die konnten die Wendeltreppe am Gerüst heraufkeuchen, in glühender Hitze, siebenhundert Stufen oder noch mehr.
„Nein, das ist wirklich eine Gemeinheit."
„Aber Mäderl, Mäderl, nur net bös werden, nur net brummen!"
Ich hatte grosse Mühe sie zu besänftigen und ihr das Recht der Wirklichkeit zu erklären . . .

Der rastende Elevator aber wurde uns für die Folge geradezu ein Symbol, das Wahrzeichen unserer Stadt der Mittellosen; immer wieder, wenn wir etwas bemerkten, worin es die Reichen besser haben und was sie aus der sommerlichen Stadt davongezaubert hatten, um es erst wieder im Herbst mit sich zurückzubringen, pflegte sie oder ich zu sagen: „Genau so wie unser Elevator."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unsere Liebe wurde immer heisser und zärtlicher.

Sie kam in mein Zimmer und die blauen Augen strahlten wie zwei kleine Himmelsgewölbe. Sie umarmte mich, der Duft, der von ihrem weissem Piquékleidchen und dem schwarzen Lackgürtel ausging, machte mich halb toll vor Vergnügen, jedes Aufhören eines langen Kusses schien uns traurig wie ein Abschied. Die blonden Haare kamen in Verwirrung, und wie schön war es dann, wenn sie ihre Arme emporhob und hei gehobener Brust etwas am Scheitel richtete. Dann gab es erneute Küsse auf die noch bebenden Lippeu, während ihre eine warme Hand meine Stirn gleichmässig streichelte . . .

Einmal wurde sie aber traurig.

„Wie hast Du das damals gesagt, es geht mir nicht aus dem Kopf. Dass wir hier in der Stadt nur Stellvertreter der Reichen für die Sommerzeit sind.“

„Ja so war es wohl, Ruschena.“

„Immerfort muss ich daran denken, wenn ich bei dir bin.“

„Meinst Du vielleicht das da?“ ich zeigte auf die Pläne und Zeichnungen „Mäderl, Mäderl, wenn es das ist, dass ich diese Arbeit eigentlich nur für einen andern mache, der dann den Erfolg davon hat, so brauch dich das nicht zu bekümmern.“

„Nein, nein, daran denke ich nicht, Du Guter.“

„Du musst nämlich wissen, dass Herr Jerrybone zugesagt hat, er wolle für meine Zukunft sorgen. Gott weiss, vielleicht kann ich sogar wieder an die Technik gehn und meine Studien beenden.“

„Nein, ich denke nicht an den alten Jerrybone. Ich denke an seinen Sohn, unsern jungen Chef ... Ich wollte es Dir schon lange sagen, es drückt mich, dass Du es noch nicht weisst.“

Ich mache ein ernstes Gesicht mit Anstrengung.

„Verzeihe mir, mein Geliebter; ich bin früher mit ihm gegangen . . . weisst Du, immer . . . auch Abends manchmal . . . war ich bei ihm . . Aber damals habe ich dich ja noch nicht gekannt.“

Jetzt musste ich aber doch lachen: „Und du meinst wirklich, dass ich das bis heute noch nicht erfahren habe!“

Sie erstaunt, einen Augenblick zwischen Lachen und Weinen. Ich will sie umarmen, sie weicht zurück, eine rätselhafte Stimmung tut sich zwischen uns beiden auf. Da rufe ich, zwecklos laut und fast ein wenig schauspielerisch: „Liebst du mich denn wirklich, Ruschena?“ Ich sehe, wie sie erschüttert ist, wie ihre feinen Schultern wanken, wie der Mund zuckt und zuckt . . . Und schon wirft sie sich, ganz in Tränen, zu mir herüber, drückt sich ganz in meinem Schoss zusammen, in knieender Stellung, mit den Armen aufgeregt an meinem Rücken auf und ab langend. Ich muss sie lange trösten und sanft um Beruhigung bitten . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

O dieses schöne Leben in der sommerlichen Stadt, die uns gehört.

Wir spazieren wohlgemut, von niemand Mächti-

gerem behelligt, wir sitzen beim Klange der Militärkapelle in Garten-Restaurationen auf den kühlen Inseln des Flusses, unter den mächtigen Perlen elektrischen Lichtes, wir freuen uns in duftenden Anlagen der schönen Rosen und ihrer schönen Namen auf den Emailschildern, der Wachholderbüsche, die aus lauter zarten grünen Sternchen zusammengesetzt scheinen, wir sind die angesehenen Gäste der Arena, wo ältliche Schauspieler und Schauspielerinnen dem Vorstadtpublikum vordemonstrieren, wie man elegant ist, ... der Liebhaber dieser Bühne weiss sich vor Eleganz gar nicht zu fassen, so dass er sogar in einer Wald-Szene weisse Glacéhandschuhe trägt ... Wir klettern die Wendeltreppe am Elevator hinauf und von der Anhöhe aus haben wir den rührenden Anblick der fernen abendlichen Stadt, die Häuserwände triefen dort im Lichte der untergehenden Sonne wie von Orangensaft; und weiche violette Schatten, die aus allen Dächern und Torwegen und Höfen und unbeleuchteten Stellen riesige Amethyste machen, begrenzen die süsse Farbe der bestrahlten Stellen. Amethyste, mit Orangensaft übergossen, so erscheint uns die ferne abendliche Stadt ...

Und so geht in Lustbarkeiten der Sommer zu Ende.
Unsere Liebe wird masslos, sie wird ein Weltmeer von Liebe, wir treiben mit rosigen geschwellten Segeln sorglos dahin . . .
Da strömen die Reichen wieder heim in die Stadt, alles rückt allgemach an seinen früheren Platz. Und eines schönes Septembertages tritt auch Herr Jerrybone in mein . . . nein leider ist es ja allerdings sein schönes Hofzimmer.
Er sieht nach einem mürrischen „Guten Tag, Herr!" meine Arbeiten durch. Lange, lange. Er scheint nicht unbefriedigt. Dann sagt er, immer noch den Blick auf der letzten Zeichnung: „Was verlangen Sie also für das da?"
Ich bin einigermassen verblüfft. Ich hatte mir eine längere Unterredung vorgestellt, mit Bericht über seine Erholungsreise, Fragen nach meiner Gesundheit und nach meinen ferneren Absichten. Und jetzt soll nach Nennung einer Zahl alles zu Ende sein. Ich rücke an meiner Krawatte, suche Umschweife: „Ich habe vor allem 100 Kronen Vorschuss, Herr Jerrybone."
„Das weiss ich doch selbst. Wie viel sollen es noch sein.?"
„Aber bitte, nach Ihrem Ermessen."

„Gut, Sie können morgen ins Geschäft kommen und mein Sohn wird Ihnen noch hundert Kronen auszahlen. Er kommt morgen Mittag an. Adieu indes!"

„Ich empfehle mich."

„Es passt Ihnen doch so? Oder sind sie etwa nicht zufrieden damit?"

„O ganz im Gegenteil" . . . Ich sehe mich noch schnell einmal um, ich muss mir doch noch einmal dieses Zimmer ansehn, in dem ich so viel Träumen und Jubeln erlebt habe . . . „Ich empfehle mich."

Dann gehe ich hinunter und warte vor dem Geschäft, bis man schliesst. Ruschena kommt heraus, leidenschaftlich erregt auf mich zu, noch während sie meinen Arm nimmt, sagt sie nach kurzem Gruss: „Er ist noch nicht da. Er kommt erst morgen Mittag, der junge."

Ja noch ein Abschied steht mir bevor, das weiss ich wohl. Da wir Armen jetzt in allen Stellungen wieder von den Reichen abgelöst werden, muss ich auch mein Mädchen wieder dem Herrn zurückstellen, dieses für einige Sommerwochen anvertraute beseeligende Gut. Darauf musste ich ja gefasst sein. Ich weiss es wohl, dass ich nicht würdig bin, irgend etwas zu behalten.

Ruschena schwatzt und erzählt Witze, sie ist

mächtig bewegt und will es nicht so zeigen ... Dann aber, oben auf der Anhöhe vor der Stadt, lehnt sie sich eng an mich an: „Wir bleiben ewig beisammen, nicht wahr, du Guter. Wir gehn niemals von einander weg."
Ich spüre an meiner Wange ihre leichten Haare, wie einen feinen Regen. Ich halte die weiche nachgiebige Rundung ihres Armes. Und ihre zarte slavische liebevolle Seele liegt vor mir da, kindlich offen, ausgebreitet wie die schönen flachen Landschaften Inner-Böhmens ..
Abschied nehmen, und doch von all dem Abschied nehmen heisst es jetzt! .... und mir steigen auch Tränen unter die Lider, ich sehe alles in trüben Schleiern; obwohl ich doch gefasst bin und durchaus nicht im Sinne habe, irgend etwas gegen das Unabwendbare zu unternehmen.
„So schön ist dieser Sommer gewesen" sage ich zu ihr. „Wir werden immer gern daran zurückdenken, nicht wahr, mein armes Mäderl?"
„Ja ja ja ja ... natürlich ja, ja."
„... zurückdenken ... nicht wahr ..."
„Du Guter ja ... ja ja ... denken, du Guter."
Diese letzten Reden waren fast bewusstlos unter Sternschnuppenfällen von Küssen gestammelt.

Dann aber mache ich mich los: „Nun gut, und jetzt lebe wohl!"
„Was ist denn?... Was willst Du denn?..."
„Nun, ich meinte nur so ... Aber wenn Du willst, kann ich Dich auch noch bis nach Hause begleiten."
„Du willst mich verlassen?"
„Nein, aber Du mich ... Morgen Mittag kommt doch der junge Herr Jerrybone."
Sie schlägt nach mir, sie ist wirklich ganz aufgebracht. Ich aber sage: „Sieh nur, Mäderl, ich nehme es Dir ja nicht übel. Es muss ja wohl sein. Ich bin arm, ich habe zudem keinen Posten."
„Ich will aber nicht," stösst sie schreiend aus. Plötzlich wechselt sie den Ton, jetzt redet sie überlegen und schalkhaft: „Geh, geh, geh, Du bist ein bissel eifersüchtig. Nicht wahr, das bist Du? das ist die ganze Geschichte!"
„... Da las ich gestern, es würden in einem Etablissement Magazinpacker für die Herbstsaison gebraucht. Das werde ich jetzt werden, ich sinke immer tiefer, ich habe eben nicht die Abgeschmacktheit, hilfreiche Hände aus den Taschen zu zerren, bei Jerrybone nicht wie früher bei Matteo und meinem Cousin Goldner nicht. Aber wenn ich selbst trotz alle-

dem zufrieden bleibe, so kann ich doch nicht noch einen andern Menschen mit hinunterziehn."
Wir waren auf einem einsamen Weg, zwischen den Wachholderbüschen. Von neuem wurde sie ernst, bestürmte mein Gesicht mit Küssen: „Ich gehe mit Dir, wohin Du willst. Ich bleibe immer bei Dir."
„Aber sei doch gescheit, Mäderl."
„Du liebst mich nicht mehr, Du willst mich loswerden!"
„Siehst Du, einen Kopierbleistift den konnte ich von Dir als Geschenk annehmen und mich tagelang freuen. Aber Dein Leben . . . nein das nehme ich nicht an! Ich will, das es Dir behaglich ergehe. Was kann ich Dir denn bieten? Ich Armer . . . Ich darf Dir nicht im Wege stehn, wenn die vielen wahrhaftigen Freuden des Reichtums zu Dir kommen wollen. Denk nur, all die Toiletten, die Möbel, diese Schmucksachen, dieser fabelhafte Luxus! Glaube mir, Du wirst entzückt sein, Deine Schönheit passt in diese Eleganz hinein, nicht in ärmliche Verhältnisse voll Not und Stumpfheit . . ."
Sie begann zu weinen.
„Ja wir sind eben die Schwächeren, die weniger Begünstigten. Dagegen sich aufzulehnen, das

wäre zwecklos und traurig . . . Siehst Du, jetzt stehn wir gerade an unserem Elevator, an unserem Symbol. Hast Du in der Zeitung gelesen, dass er morgen wieder in Betrieb gesetzt wird? Es muss so sein, weil eben die Jahreszeit der Reichen wieder beginnt. Alles fällt ihnen kampflos zu, alles haben sie bequemer, kunstvoller. Und gerade so wie es wahnsinnig und ganz zwecklos wäre, hier von dieser Wendeltreppe aus den niedersteigenden Fahrstuhl aufhalten zu wollen, gerade so wie man in diesem Fall in die Tiefe gerissen würde und der Fahrstuhl dennoch seinen Weg unerschüttert fortsetzte, . . . so nichtig ist jedes Auflehnen gegen den Lauf der Welt . . . Und deshalb, lebe wohl! Ich, Francis Carus Gehmann, ich habe nicht die Macht, Dich zu behalten."

Sie weinte unversieglich, zitternd.

„Du wirst es nicht bereuen, mein Mäderl. In wenigen Tagen hast Du mich vergessen, ich stehe ja jetzt so tief unten. Und Du wirst viel viel glücklicher sein als jemals."

Sie schüttelte erregt den Kopf.

„Aber sei doch klug. Jetzt in diesem Augenblick scheint es Dir vielleicht so schrecklich ungerecht, dass wir von einander gehn müssen.

Aber bald gewöhnt sich jeder in seine neue Rolle, Du oben, ich unten . . ."

„Aber Du kannst Dich doch wieder emporkämpfen."

„Kämpfen? . . . Nein, davon halte ich mich lieber ferne. Verstehst Du das nicht?"

„Ja ja, ich verstehe schon" . . . Von jetzt an schwieg sie, ihre Mienen waren gequält bis aufs äusserste . . . Und nun waren wir auch wieder im Wagengerassel dunkler Strassen. Wir gingen nicht langsam. Oft sah ich zu ihr hinüber, mir war es, als redete sie und ich überhörte es in dem Lärm. Aber ich konnte nicht ein einziges Mal mehr sehn, dass sie die Lippen bewegt hätte.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Hurra, die Herbstsaison ist da, die Theater spielen, Oper, Schauspielhaus, Kabarets, der Elevator ist wieder im Gang, es ist sogar ein Mensch abgestürzt und verunglückt, als man ihn heute früh in Betrieb setzte, das Parlament ist eröffnet, Wettrennen stehn in Aussicht . . . . Das alles lese ich soeben in der Mittags-Zeitung und ich bin zufrieden mit der Wendung. Hurra! Dann gehe ich zu „Jerrybone und Sohn" ins Geschäft und verlange wohlgemut an der Kasse

mein Geld. Der junge Chef, der es auszahlt, sieht ganz verstört aus. Er sagt mir: „Das wird Sie wohl auch interessieren, dass unser Ladenmädchen Ruschena tot ist."
Er will mich auf die Probe stellen, vergleiche hiezu: Aida, zweiter Akt, . . . denke ich, zucke mit keiner Wimper.
„Die Person nämlich, die heute früh im Elevator abgestürzt ist, wurde als Ruschena agnosziert. Sie ist von der Wendeltreppe heruntergerissen worden, als der Lift in Bewegung kam. Sie muss sich wohl sehr weit vorgebeugt haben. Das hätte sonst garnicht geschehen können" . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Draussen vor dem Geschäft. Die Strasse liegt in goldener Herbstsonne. Viele Leute gehn ihrer Wege . . . O dieses seltsame Mädchen, denke ich unaufhörlich. Was wollte sie nur eigentlich? War es eine Verblendung? Wollte sie mir zeigen, dass sie den Kampf gegen das Unabwendbare aufnimmt? Seltsam, wie seltsam! Hat sie sich deshalb vorgebeugt? . . . Das ist doch unsinnig, unsinnig, das hatte gar keinen Zweck . . . Was mag sie sich nur dabei gedacht haben? Nein, wie verschieden doch die Menschen denken, wir bleiben einander immer

Rätsel! ... Schön war sie, sie war sehr schön ... Ruschena, Ruschenka ..., wenn sie so den Kopf zur Seite legte, unter der Last ihrer blonden Haare, bald nach rechts bald nach links.

.... Und eine tapfere Seele hatte sie, treu und kampflustig ... und so voll von Liebe, von freundlichen Gefühlen .. Ruschenka ..
Mit diesen Gedanken gehe ich in das Magazin, wo ich als Packer angestellt bin.

Inhalt:

GEDRUCKT NEUNZEHNHUNDERTSIEBEN
IN DER DRUCKEREI FÜR BIBLIOPHILEN,
BERLIN O 34. UMSCHLAGZEICHNUNG VON
LUCIAN BERNHARD.

In demselben Verlage erschien:

Max Brod, Tod den Toten

Elf Novellen PREIS drei Mark.

FRANZ BLEI in „Deutsche Arbeit: Dieses Buches elf Novellen gehören einem Menschen der neuen Generation, deren Kommen manche von uns, die wir jetzt dreissig und etwas mehr sind, verkündeten. Dieses Buch steht schon ausser den Büchern, die geschrieben werden, um in der Literatur zu sein. Die Trennung ist eine absolute. Da ist nichts zum Lob der Form zu sagen und ist nicht die Originalität der Einfälle zu rühmen. Solches Lob würde den ganz anders zu messenden Wert des Buches reduzieren, würde es auf das Niveau des Hergebrachten herunterloben, mit dem es gar nichts gemein hat. Mehr darüber zu sagen, könnte nur verwirren, denn man müsste von Dingen reden, an die sich gewöhnen noch keine Zeit war, da man sich andere noch nicht abgewöhnen konnte. Ich möchte nur sehr eindringlich empfehlen, dieses Buch zu lesen, und ich kann versprechen, dass man damit mehr getan haben wird als ein Buch gelesen . . . .

DR. RICH. SCHAUKAL in „Nationalztg.“: Auf dieses seltsame, feine Buch möchte ich Leser von Distinktion verweisen. Es ist ganz danach angetan, sie angenehm zu fesseln, zu vergnügen und zu bereichern. Es geht ein Rausch wie von einem Narkotikum aus den

merkwürdigen Stücken hervor. Wie bei bestimmten Achsenstellungen des Auges entstehen plötzlich Seltsamkeiten aus Selbstverständlichem. Und andererseits wird das Sonderbare zum Alltäglichen. Die Kaltblütigkeit, mit der es erzählt wird, macht an Poe erinnern, Poe im Medium Baudelaires. Das, was über junge Menschen vorgebracht wird, ist mehr als Psychologie, es hat etwas Zauberhaftes . . .

JULIUS HART im „Tag“: . . . . Als ein prickelnder Anreger darf Max Brod immer willkommen geheissen werden.

ANSELM RUEST in „Die Gegenwart“: . . . . Da beschreibt er zur Rettung die wunderbare Linie vom Nil admirari zum Omnia admirari, eine praktische Philosophie, eine Weisheit der Stunden, keine Weisheit des Verzichtens und keine des himmelhohen Jauchzens, sondern eine Weisheit der Mischung, der — Mitte . . . . Es ist mir, als hätte ich bei Max Brod wieder ein Unvergängliches zu spüren bekommen.

OSCAR WILDA in „Das literarische Echo“ bei einer Besprechung neuer Novellen: Das in seiner Form eigenartigste, in seinem Gehalt tiefste dieser Bücher, das deshalb an die Spitze ihrer Reihe gestellt zu werden verdient, ist ein Erstlingswerk . . . .

RICHARD ROSENHEIM in „Bohemia“: Eine eigene dichterische Physiognomie leuchtet uns daraus entgegen . . . ihm zu folgen, ist nicht immer leicht, noch seltener unterhalt-

sam für den Alltagsmenschen, aber für undurchschnittlich Organisierte ein ganz eigenartiger Genuss. Man schmeckt das Aroma eines ungemein starken Intellekts, der vor keiner Konsequenz zurückbebt.

L. E. in „Wiener Abendpost“: .... Nil admirari steht als Motto. Nun, ich bewundere den Autor doch. Ich bewundere ihn, weil er den Bierschwefel zur höchsten Vollendung gebracht hat.